

# Das Haus meiner Großeltern

von

**Jecheskel Kotik**

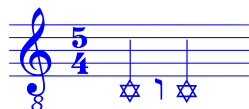
+

Noten für das Stück

**Favorite**

für

klassische Gitarre



© 2026 Musikverlag Ulrich Greve  
Musikverlag Ulrich Greve, Keßlerstr. 14, D-90489 Nürnberg  
Website: <https://ulrich-greve.eu>  
UG 1306



Jecheskel Kotik (1847-1921)

JECHESKEL KOTIK

# Das Haus meiner Großeltern

Aus Kotiks Lebenserinnerungen übersetzt  
von  
Leo Hirsch

1936

## WIE DER URGROSSVATER KAMENEZ REGIERTE

Mein Großvater, Reb Ahron-Leiser, war ein kluger und wohlgeratener Mann. Er hatte ungeheuer großen Einfluss auf das Städtchen. Er wurde im Jahre 5560 (1798) geboren. Sein Vater, Reb Welwel-Ahron, war 'Monatsvorsteher' in Kamenez. Zu jener Zeit wählten die Juden in jeder Stadt alle drei Jahre einen Führer, der erst vom Isprawnik<sup>1</sup> und dann vom Gouverneur bestätigt wurde.

Der Monatsvorsteher war das eigentliche Oberhaupt der Stadt,<sup>2</sup> sowohl in innerjüdischen wie in allen Angelegen-

<sup>1</sup>Russischer Verwaltungsbeamter.

<sup>2</sup>Zur Zeit der Autonomie der jüdischen Gemeinden in Polen-Litauen, deren Verfassungen den Städteordnungen nachgebildet wurden, lag „die eigentliche Leitung des Kahal in den Händen der Senioren, der 'guten Männer' und der 'Kahalsleute', die zusammen eine Art Synhedrion darstellten und sämtlich ehrenamtlich tätig waren. Senioren, Parnassim, Roschim oder Älteste gab es in jeder Gemeinde gewöhnlich drei bis fünf, ganz analog der Zusammensetzung des Stadtrates. Sie waren die wichtigsten Funktionäre des Kahal und trugen die Verantwortung gegenüber der Behörde... Jeden Monat stand abwechselnd einer von ihnen an der Spitze der Gemeinde, der dann die ganze Verwaltung führte und Monatsvorsteher hieß... Die Machtbefugnisse des Monatsvorstehers erstreckten sich fast auf alle Agenden des Kahal. Er war gleichsam der Bürgermeister und Polizeipräsident in der Judenstadt, übte die Aufsicht über die Verwaltungskommissionen aus, auf deren Zusammensetzung er einen großen Einfluss hatte, führte in Städten, in denen nur eine bestimmte Anzahl von Familien zugelassen war, die Listen der wohnungsberechtigten Einwohner, stellte das Budget für seine Amtsdauer fest, bezahlte die Schulden der Gemeinde, approbierte die Senioren, kontrasierte alle Ausgaben und konnte jeden Bewohner des Judenviertels vor sein Forum laden. Kurz, er war nahezu unumschränkter Gebieter und konnte ganz nach Gutdünken schalten, gar oft zum Schaden der Gemeinde, die unter der Last solcher Tyrannen schwer zu leiden hatte, weil auf diesem Wege der Protektionswirtschaft und den ehrgeizigen Gelüsten einflussreicher Familien Tür und Tor geöff-

heiten zwischen der Stadt und den Staatsbehörden. Der Monatsvorsteher hatte alle Steuern und Abzahlungen zu sammeln, die der Gemeinde auferlegt waren, und von ihm forderte der Isprawnik alles ein. So kann man wohl er-messen, welch große Rolle ein Monatsvorsteher in der Stadt spielte.

Was seine Macht anbelangt, so genügt es zu sagen, dass er das Recht hatte, Arrestierungen bis zu drei Tagen vorzu-nehmen; wegen längerer Haft musste er nach Brisk<sup>1</sup> zum Isprawnik schicken und dazu schreiben, der Mensch ver-diene, nach seiner Meinung, einen Monat Arrest. Dann vollzog der Isprawnik das Urteil des Monatsvorstehers. Der Monatsvorsteher mochte sogar auch einen Juden aus-peitschen lassen, natürlich hatte er kein offizielles Recht dazu, aber zu jener Zeit war jeder Isprawnik in seinem Be-zirk mächtiger als heutzutage ein Gouverneur, und er gab dem Monatsvorsteher immer große Machtbefugnisse: al-les, was der Monatsvorsteher tat, wurde vom Isprawnik gutgeheißen.

So konnte es einmal im Gouvernement Wilna geschehen, dass ein Monatsvorsteher, ein Mitnagged,<sup>2</sup> einen chassi-dischen Rabbi, der zu seinen Chassidim gekommen war, peitschen ließ, und alles chassidische Weinen und Bitten half nichts.

Obwohl der Monatsvorsteher dem Gesetz nach alle drei Jahre gewählt werden musste, so achtete doch der Ispraw-

net wurden.“ (Dr. Josef Meisl: Geschichte der Juden in Polen und Russland, Berlin 1921, I. Band.) Nach den Teilungen Polens und der Entartung des Gemeindewesens im neunzehnten Jahrhundert (die Mendele Mocher Sforim vielfach gebrandmarkt hat) schwand die Macht des Kahal und stieg zeitweise noch die Macht des Monatsvorstehers über die ‘Stadt’, womit hier, bei Kotik, immer die jüdische Stadt, die Gemeinde, gemeint ist.

<sup>1</sup>Jüdische Bezeichnung für Brest-Litowsk.

<sup>2</sup>‘Widersacher’; so bezeichnet man die erklärten Gegner des Chassidismus.

nik dessen nicht und ließ von Anfang an den wählen, der ihm gefiel, und der Gewählte blieb im Amt, solange er dem Isprawnik zusagte.

Mein Urgroßvater, Reb Welwel, war sein Leben lang Monatsvorsteher in der Stadt. Er war ein vielvermögender Mann, man schätzte seinen Besitz auf dreitausend Rubel, und er lebte wirklich in großem Stil. Er hatte eine eigene Branntweimbrennerei, und da es damals die Akzise noch nicht gab, löste er zwölf Groschen für den Topf Branntwein, in den späteren Jahren bis achtzehn Groschen. Wie üblich, brauchte man in der Brennerei Vieh, es gab ja Abfälle vom Brennen, und so hatte er zehn, zwölf Kühe, die die Abfälle fraßen, und jede Kuh gab täglich ihre vier Topf Milch. Man wusste einfach nicht, wohin mit all der Milch, der Butter, dem Käse. Außerdem handelte er mit Holz, und die Waldaufseher brachten ihm Honig aus den Bienenstöcken. Schließlich hielt er die Fleischsteuer der Stadt, und so schüttete es sich bei ihm förmlich von Milch und Honig und auch Fleisch. In seinem Haus gab es zu essen, wie man es selten bekommt.

Der Urgroßvater hatte eine viel weichere Natur als der Großvater, und zu den Menschen der ärmeren Klassen wie Handwerkern und Lehrern war er voller Mitleid. Die gesamten Steuern und alle Abzahlungen auferlegte er den vornehmeren Leuten, und gerade die Mächtigen der Stadt belastete er am meisten mit Zahlungen.

Seine Macht reichte um und um. Wollte einer nicht vor das — jüdische — Schiedsgericht kommen, so ließ er ihn holen und ihm bestellen: „Ich gebe dir drei Tage Frist, mit deinem Gegner ein Schiedsgericht zu halten“, und dann musste er schon kommen.

So war es auch mit einem gewissen R. M., einem reichen Mann, der zwar ein großer Lerner war, aber ein sehr schlechter Mensch; er war nicht eben ordentlich mit denen umgegangen, die mit ihm Geschäfte hatten. Da er mit niemand vors Schiedsgericht kommen wollte, wurde er öf-

ters vor dem Monatsvorsteher verklagt. Mein Urgroßvater ließ die Kläger rufen und sagte ihnen:

„Ihr sollt ihn alle vors Schiedsgericht bestellen und nicht nur in den Angelegenheiten von diesem Jahr; die Streitfälle, die ihr früher mit ihm hattet und in denen er das Schiedsgericht ablehnte, könnt ihr jetzt ausgleichen. Mit einem Wort, jetzt könnt ihrs von ihm einfordern, und bei uns wird er schon vor das Schiedsgericht kommen.“

Bald darauf ließ der Urgroßvater jenen Reichen rufen, der aber tat, als wüsste er von nichts. Da schickte der Urgroßvater seine Amtsdienere, drei Juden, Chazkel, Moschke, Ahron-Leib, und sie banden den Reichen in seiner Wohnung mit Stricken an Händen und Füßen, und niemand hatte den Mut, sich ihnen entgegenzustellen; denn man wusste, wenn man sich wehrte, so würde bald das ganze Haus voller Polizei sein. Den gebundenen R. M. sandte der Monatsvorsteher mit einem Brief zum Isprawnik, der sollte ihn in Haft nehmen und so lange sitzen lassen, bis er den Urgroßvater in einem Brief um seine Freilassung bitten würde.

Man kann sich vorstellen, welch einen Tumult, welch ein Durcheinander es gab, als man so einen feinen Mann, einen so reichen und angesehenen und gelehrten Juden gebunden von der Sastawje durch die Stadt zur Brisker Straße abführte. Seine ganze Familie kam zusammen, und die Aufregung war groß. Gewiss war das ein grobes Stückchen Arbeit, obschon es für die damaligen Zeiten charakteristisch war. Es versteht sich, dass die Geschichte die ganze Stadt verdross, sie rauchte und brodelte förmlich, aber trotzdem war niemand kühn genug, ihn mit Gewalt zu befreien. Er wurde also nach Brisk geführt und dort in Haft genommen. Die Juden der Sastawje erhoben sich und verfassten ein Schreiben an den Isprawnik, dass der Monatsvorsteher in der Stadt tue, was er will; er lasse sie nicht leben. Mit dem Schreiben allein begnügte man sich nicht. Fünf Personen mit geschliffenen Zungen fuhren zum Isprawnik, der Isprawnik aber empfing sie kalt und sagte:

„Es wird euch gar nichts helfen, und selbst wenn ihr mit euren Angaben bis zum Gouverneur geht, so wird der doch bei mir nachfragen, und ich werde ihm sagen, dass der Monatsvorsteher ein braver Jude ist. Und, seht ihr, für die Frechheit, dass ihr klagen gekommen seid, werde ich euch lehren ...“, und er zerriss das Schreiben vor ihren Augen. R. M. saß zwei Wochen, bis er den Isprawnik um die Erlaubnis bat, einen Brief an den Monatsvorsteher schreiben und ihm abbitten zu dürfen; er werde mit jedermann zum Schiedsgericht gehen und sogar in den früheren Streit-sachen. Überhaupt werde er fortan mit jedem vor das Schiedsgericht gehen. Nun schrieb der Monatsvorsteher dem Isprawnik einen Brief, er solle R. M. freilassen. Der Befreite kam von Brisk sogleich zum Urgroßvater und versprach ihm vor zehn Zeugen in die Hand, dass er halten werde, was er im Briefe versprochen hatte.

Mit den fünf Sastawjer Hetzern rechnete der Urgroßvater gleichfalls ab. Er verhängte über jeden eine Sühne von fünfundsiebzig Rubeln. Eine so hohe Summe konnte man zu jener Zeit nicht so bald beibringen; außerdem wollte man das doch auch nicht.

Und im Verlauf einer Stunde waren bereits die Möbel nebst allem Hausgerät im Gemeindehaus. Nach vielem Weinen und Bitten gab jeder fünfundzwanzig Rubel, und der Urgroßvater ließ für das Geld Talmudbände für das große Bethaus kaufen.

Mit allen Streitfällen zwischen Mann und Frau, Vater und Kindern, Brüdern und Schwestern, kam man zu ihm. In solchen Fällen rief er ständig kluge Hausväter und beriet sich mit ihnen. Und manchmal, in einem schweren Fall, berief er den Rabbiner zu sich. Sein Spruch galt gleich dem des Gouverneurs.

Besondere Aufmerksamkeit wandte er den Waisen zu. Er guckte nach, ob sie von der Stiefmutter nicht beleidigt würden, und fand er eine Stiefmutter ungerecht, so nahm er sie in Haft und befahl, nach ihrer Befreiung, sie nicht

mehr ins Bethaus einzulassen. Das wirkte, und sie kam dann mit Weinen und Versprechungen, fortan besser zu den Waisen zu sein, denen sie abbat, — und es wurde Frieden.

Der Urgroßvater war gelehrt, er lernte täglich ein Blatt Talmud. Im Midrasch wusste er auswendig Bescheid, und jeden Neumondsvortag fastete er und hielt die Mitternachtsklage.

Er schützte auch alle Juden vor den Gutsherren, damit keiner beleidigt würde. War einem Juden von einem Gutsherrn ein Unrecht angetan worden, so ging er zum Monatsvorsteher. Der übergab die Forderung sogleich dem Isprawnik, und man beeilte sich, soviel wie möglich durchzusetzen, soviel — versteht sich — man bei einem Gutsherrn überhaupt erreichen konnte. Aber da der Urgroßvater bei den Behörden beliebt war, hatte er verhältnismäßig auch bei den Gutsherren eine gewisse Macht.

Er selbst hatte mit den Gutsherren wenig zu schaffen, er führte mit ihnen keine Geschäfte, und nur wenn er für einen Juden zu bitten hatte, fuhr er zum Gutsherrn und erwirkte meist wenigstens etwas.

In seinem Haus wimmelte es gewöhnlich von Menschen, das waren alles arme, bedürftige Leute. Als der Topf Branntwein noch achtzehn Groschen kostete und ständig Kalbsbraten zum 'Verbeißen' nach dem Schnaps auf dem Dachboden hing, lohnte es sich, bei ihm zu sitzen, und sie alle waren ihm wirklich ganz und gar ergeben.

Aber die vermöglicheren Leute waren ihm spinnefeind, weil er mächtig war und ihnen Geld entriss, soviel er wollte.

Der Rabbiner des Städtchens war ein bedeutender Mann, und der Urgroßvater gab ihm schon genug zum Leben. Nur mit dem Rabbiner, der immer zum Tee zu ihm kam, hielt er Rat. Zu seiner Zeit herrschte in Kamenez verhältnismäßig gute Ordnung, und die Juden lebten mehr oder weniger in Frieden. Als Monatsvorsteher war Reb Welwel-Ahrons vielleicht der beste und ordentlichste überhaupt.

## WIE DIE GROSSMUTTER DEN GROSSVATER NAHM

Reb Welwel hatte zwei Söhne und zwei Töchter. Der ältere Sohn, Ahron-Leiser, mein Großvater, erwies sich als ein sehr wohlgeratenes Kind. Lernen wollte er nicht recht und brauchte es auch nicht zu wollen, weil sein Vater ihn sehr verhätschelte und die Lehrer Furcht vor ihm hatten wie vor einem hohen Herrn — und wenn er nicht lernen wollte, so war das nicht ihre Sache.

Darum ist aus dem Großvater Ahron-Leiser kein Gelehrter geworden, obwohl er einen kostbaren, guten Kopf hatte. Er konnte nicht einmal Talmud lernen; so wenig hatte er lernen wollen und soweit gab man ihm nach und ließ ihm seinen Willen. Er liebte es, in den vierundzwanzig Büchern der Heiligen Schrift zu lesen, obschon das Bibellernen damals als Ketzerei galt. Gelegentlich guckte er in ein Mischna-Kapitel und in das „Auge Jakobs“<sup>1</sup>.

Als er elf Jahre alt war, hielt er Hochzeit mit der Tochter Reb Jüdels aus Semiatitschim, Grodnoer Gouvernement. Reb Jüdel war ein großer Gelehrter, er kannte vollkommen und auswendig ein paar hundert Blatt Talmud vom Traktat Nesikin, außerdem war er ein Grübler und wusste für jene Zeit viel von Astronomie. Von Profession war er „Leipziger Kaufmann“, zweimal jährlich fuhr er nach Leipzig, im eigenen Wagen mit drei Pferden und einem Kutscher. Er führte gewöhnlich einen großen Kasten mit Silbergeld und ein kleines Kästlein mit Goldrubeln mit sich, dazu verschiedene Talmudbände und philosophische Lektüre; unterwegs lernte er. Er hatte eine Schwäche für das Instrument, das Klarinette heißt und auf dem zu blasen er seltsam liebte.

Später gab er es auf, mit Leipzig zu handeln, und wurde Militärlieferant. Zu dieser Zeit war er häufig in Petersburg, erzählte ständig Geschichten von dort und vom Kaiser samt

<sup>1</sup> Titel eines aggadischen Sammelwerks.

seiner Familie. Als er starb, war ich zwölf Jahre alt. Ich erinnere mich, wie wir beim Kramen in seinen Schubladen Briefe von Lieferanten aus dem ganzen Wilnaer Bezirk fanden. In einigen stand, dass die Lieferanten ihm ihre Forderungen an die Staatskasse übergaben und dass er sie in Petersburg liquidieren sollte. Es waren auch Briefe von verschiedenen Städten darunter, die ihn baten, dahin überzusiedeln, wo man ihm große Ehren erweisen würde. Damals war er schon alt.

Das junge Paar, das heißt mein Großvater und meine Großmutter, waren im Alter von elf und zwölf Jahren, und sie waren in Kost beim Urgroßvater in Kamenez.

Der Großvater Ahron-Leiser, der ein ausgelassener Bursche war, trieb sich gern in Häusern herum, die gerade gebaut wurden. Aber die Großmutter, die auf ihn aufpasste und sein Herumlungern fürchtete, wollte es nicht zulassen. Da versteckte er sich vor ihr und lief weiter, irgendwohin, damit sie ihn nicht fände. Einmal, erzählte sie, hatte sie ihn lange gesucht und mit Sorge und Mühe gerade noch ausfindig gemacht. Er saß hoch oben auf einem Brett und schaukelte, als er sie aber erblickte, erschrak er und sprang ab. Er stürzte und zerschlug sich nicht übel. Da fing die Frau zu weinen an, und er schwor ihr, er würde sich fortan nicht mehr herumtreiben. Mit zwölf, dreizehn Jahren war er sehr ausgelassen und wild. Die Großmutter war aber sehr klug, weit über ihre Jahre hinaus, und vorsichtig und allmählich gewöhnte sie ihm allerlei übermütige Streiche und Wildheiten ab. Als sie Vater und Mutter wurden, erklärte sie ihm, er müsse nun ein Leben führen, wie es sich für einen Vater von Kinder gehört, und da zu seinem Vater doch so viele Menschen kämen, darunter auch höhere Persönlichkeiten, und im Hause so viele städtische Angelegenheiten besprochen würden, so solle er versuchen, sich in seines Vaters Geschäfte einzuarbeiten wie ein Vertrauensmann. Er folgte ihr, und dank ihr wurde er ein Mensch, arbeitete er sich in die Geschäfte des Vaters

und in die Stadtsachen ein und gewann verhältnismäßig viele Sympathien.

Sein Vater wiederum war sehr zufrieden, dass Ahron-Leiser ein solches Leben führte und dass nun schon jemand da war, mit dem er reden und dem er eine städtische Angelegenheit zur Durchführung überlassen konnte, was gemeinhin sehr viel Zeit beanspruchte. Er hatte ja auch noch eigene Geschäfte. So begann er, dem Sohne allmählich alle städtischen Angelegenheiten zu übergeben. Er sah, dass der Sohn immer weltmännischer wurde, und man mittlerweile begann, vor dem jungen Hausherrchen Respekt zu bekommen. Einmal, vor vielen Hörern, erklärte er geradezu:

„Ich sehe, ich habe jemand, dem ich die Stadt übergeben kann.“ (Gleich als wäre die Stadt mit ihren Menschen sein Eigentum gewesen.)

So arbeitete der Großvater Ahron-Leiser sich in alle Stadtsachen ein und wurde ein „Stadtmensch“; das war die Grundlage für seinen späteren Aufstieg.

Die Großmutter Beile-Rasche war, wie man sagte, klug, gut und edel. Sie, das junge Frauchen, sah sich's mit an, wie ihr Mann sich führte, und tat vor den Augen anderer Leute nicht, als verstünde sie etwas, und wenn er wie ein Junge die närrischsten Streiche vollführt hatte, so wies sie ihn nicht zurecht. Aber zu Hause, in ihrem Zimmer, machte sie ihn auf alle Fehler aufmerksam, die er tagsüber begangen hatte. Doch bevor sie ihm die Fehler aufzeigte, bat sie ihm ab und sagte beiläufig, er möchte es nicht mit Unmut aufnehmen, wenn sie, nur eine Frau, ihn, den Mann, lehrte, was er zu tun und zu lassen hätte.

„Aber du bist doch nicht mehr als ein Mensch“, begann sie still es ihm beizubringen, „und dazu noch jung. Jedem Menschen kann eine Dummheit passieren. Also ist es gut, dass ich dein Benehmen mit Augen der Liebe mitansehe, und ich will dir nicht mehr vorhalten, als was du gut und was du schlecht gemacht hast.“

Und in dieser Weise redete sie ruhig und gelassen weiter mit ihm. Ihre guten, klugen Worte gingen dem jungen Hausherrn oft so nahe, dass er zu weinen anfing. Dann sagte die Großmutter:

„Nun, still, weine nicht, mein teurer Mann, ich hoffe, du wirst vieles gutmachen können. Darf ich nicht wenigstens als ein gutes, treues Weib mit dir reden?“

Aus alledem ergab sich, dass der Großvater kein Ding mehr anfing, ohne es zuvor mit seiner Frau zu beraten.

Jedermann erklärte er, er würde sich's bis morgen überlegen. Bei Nacht besprach er alles mit Beile-Rasche; und wie dann beschlossen wurde, so pflegte er zu handeln.

In der Stadt wusste man aber schon, dass er mit seiner klugen Frau Beile-Rasche Rat hielt, und das wurde ihm als Tugend angerechnet: ein Mann soll im Einverständnis mit seiner Frau leben.

Mit der Zeit, da Ahron-Leiser älter wurde und schon ein paar Kinderchen hatte, dachte er daran, sich einen Beruf zu wählen. Sich von den städtischen Angelegenheiten zu ernähren, war bei dem Groschenmaß der damaligen Haushaltungen eigentlich schwer. Außerdem wollte er die Stadtsorgen, die ihn immer mehr beanspruchten, nicht zum nährenden Beruf machen. Die Holzgeschäfte wiederum, die sein Vater noch in kleinem Maßstabe betrieb, gefielen ihm auch nicht recht, und die Brennerei mit dem Vieh hasste er vollends.

Er besah sich das breite Leben der Gutsherren rings um das Städtchen und dachte, warum sollte man nicht mit solchen Leuten Geschäfte machen? Die Gutsherren kennen doch den Sohn des Monatsvorstehers, man kann ihn überall in Ehren aufnehmen, und dabei könnte vielleicht etwas Rechtes herauskommen. So viele Juden lebten doch von Gutsherren und wurden reich, warum sollte er schlechter sein als sie? In der Stadt sagte man, auch dieser Gedanke käme aus Beile-Rasches Kopf.

Kurzum, der junge Mann bat seinen Vater um dreihundert

Rubel und begann zu den Gutsherren zu fahren, zunächst natürlich zu denen, die er näher kannte und die der Stadt näher wohnten. Sie nahmen ihn ganz höflich auf, er gefiel ihnen sogar und allmählich, nach kurzer Zeit, kam er mit ihnen ins Geschäft. Er verdiente allerdings wenig dabei; er hielt sehr auf sich und wollte beileibe nicht, ein Gutsherr könnte von ihm sagen, er habe ihn übervorteilt. Ein anderer an seiner Stelle, so sagte man, hätte das Gold gescheffelt, worauf er einmal antwortete:

„Einen anderen an meiner Stelle hätten die Gutsherren nicht über ihre Schwelle gelassen. Es macht nichts; wenn ich näher mit ihnen bekannt bin, wird es noch genug Gelegenheit zum Geldverdienen geben. Vorläufig brauche ich noch nicht viel.“

So wurde er allmählich bei den Gutsherren populär; er ging behutsam, ruhig und ernst mit ihnen um.

## DER GROSSVATER ÜBERNIMMT DIE STADT

Der Großvater Ahron-Leiser hatte noch einen Bruder, der sechs Jahre jünger war. Den hielt man für einen Schlemihl; er kümmerte sich überhaupt nicht um die allgemeinen Angelegenheiten, saß bei seinem Vater in Kost und half ihm zuweilen. Der Urgroßvater liebte ihn nicht, Ahron-Leiser war sein Ein und Alles, und er liebte auch Ahron-Leisers Frau, die Schwiegertochter, die er immer die „Rechte“ nannte.

Er hatte zwei Töchter, die er mit großen Lernern verheiratete. Diese Lerner kosteten ihn viel Geld. Noch frühzeitig hatte er sich erlaubt, jeder Tochter tausend Rubel mitzugeben, und Wunderkinder zu Schwiegersöhnen genommen, denen er Kost gab und die Tag und Nacht lernten.

Nun wollte der Großvater Ahron-Leiser nicht mehr beim

Vater und mit den Schwestern und Schwiegersöhnen „auf Kost“ bleiben. Er machte sich selbständig und widmete sich ganz und gar den Geschäften mit den Gutsbesitzern. Er war von Natur ein großer, breiter Mann, und es war sein einziges Verlangen, dass das Geld sich aus seinen Taschen schüttele und alle davon aufklaube.

Er hatte schon etliche Kinder, und in der Stadt hätte man es gern gesehen, wenn er sich um die städtischen Dinge gekümmert hätte; der Großvater mit seinem Aussehen, mit seinem großen Stil passte vorzüglich zum „Stadtmenschen“. Der Urgroßvater Reb Welwel starb mit sechzig Jahren. Als er krank wurde, benachrichtigte man den Isprawnik, der die Stadt nicht mehr verließ. Er sorgte sich sehr um den Urgroßvater, dessen Krankheit lebensgefährlich war. Vor seinem Tode ließ Reb Welwel den Isprawnik zu sich rufen und bat ihn, an seiner Stelle einen klugen und ordentlichen Mann zum Monatsvorsteher zu machen, der imstande wäre, die Stadt zu führen, und dabei verwies er ihn auf einige kluge Männer. Der Isprawnik, der offensichtlich den Großvater im Auge hatte, sagte:

„Mir wäre es lieb, deinen Sohn Ahron-Leiser zum Monatsvorsteher zu machen, obwohl er noch sehr jung ist. Aber er gefällt mir.“

Da fing Reb Welwel zu weinen an und sagte:

„Lass meinen lieben Sohn in Ruhe. Das Amt ist schwer. Wenn man noch so gut ist, es reicht doch nie aus. Man ist ganz und gar von Feinden umgeben.“

Der Isprawnik verabschiedete sich und fuhr weg. Ein paar Tage darauf starb der Monatsvorsteher. Da sandte der Assessor eine Stafette zum Isprawnik, um ihm den Tod des Monatsvorstehers zu melden. Der Isprawnik kam mit dem Straptscha, und sie beide und der Assessor gaben ihm das letzte Geleit bis zum Friedhof.

Am nächsten Morgen ließ der Isprawnik den Großvater Ahron-Leiser rufen, der um diese Zeit achtundzwanzig Jahre alt war, und bot ihm des Vaters Amt an. Der Groß-

vater lehnte es rundweg ab und erklärte dem Isprawnik, er wäre noch zu jung für einen so verantwortungsreichen Posten.

„Ich habe meine Geschäfte“, sagte er dem Isprawnik, „ich schlafe ruhig, ich esse ruhig, und das wäre eine zu große Arbeit für mich.“

Der Isprawnik aber bestand auf seinem Vorschlag. „Hör mal“, sagte er zum Großvater, „ich habe sonst niemand als M., der euch spinnefeind ist. Wird er Monatsvorsteher, so wird deine Familie gewiss darunter zu leiden haben“, — der Isprawnik wusste, wie man mit einem Juden zu reden hatte — „und da ich deinen Vater geliebt habe“, sagte er, „und weiß, dass du ein braver, junger Mann und ein Kerl bist, darfst du nicht ablehnen. Wenn M. Monatsvorsteher wird, wirst du sicherlich leiden“, drohte er freundlich.

Das behagte dem Großvater schon gar nicht. M. war dem Großvater und der ganzen Familie ein schrecklicher Feind. Das war der gleiche M., den Reb Welwel ins Arrest gesetzt hatte, weil er nicht vors Schiedsgericht gehen wollte. Der Großvater wurde ganz mutlos, und er sagte dem Isprawnik noch für den gleichen Tag Antwort zu.

Er beriet sich lange mit seiner Beile-Rasche. Es gab keine andere Möglichkeit. Das Amt anzunehmen, war bitter wie der Tod, es nicht zu nehmen, war erst recht schlimm. Bedacht und betrachtet, berechnet und überlegt,— schließlich blieb es doch dabei, dass man das Amt annehmen müsse. Es blieb dabei, dass der Großvater sich im Amt der Stadt gegenüber ruhig, gelassen, ordentlich und vorsichtig verhalten wollte.

Nun erklärte Ahron-Leiser dem Isprawnik, er übernehme das Amt. Mit der einstigen Offenherzigkeit gab der Isprawnik ihm einen Kuss auf den Kopf und wünschte ihm alles Gute für das neue Amt. Er ließ bald eine Versammlung in der Stadt zusammenrufen und ... des alten Monatsvorstehers Sohn Ahron-Leiser wählen.

Die Stadt „wählte“ ihn, sogar mit großer Zufriedenheit

Mit seiner Vernünftigkeit und Geschicklichkeit gefiel er sehr.

Der Isprawnik nahm Ahron-Leiser, den neuen Monatsvorsteher, in seinen Wagen und fuhr mit ihm nach Brisk, behielt ihn etliche Tage da und übergab ihm alle die Stadt betreffenden Arbeiten. Dabei war er von den Meinungen des jungen Mannes wirklich entzückt.

Ahron-Leiser kam nach Kamenez zurück und begann die Stadt zu führen wie der Vater. Er aber war klüger und energischer, und die Stadtältesten, die sonst ganze Abende mit Versammlungen über Gemeindefragen verbrachten, fühlten sich jetzt von selbst überflüssig. Ahron-Leiser leistete die Arbeiten für die Stadt großartig; es ging so gut, dass alle Versammlungen, die unter allen Monatsvorstehern bisher so nötig gewesen waren, nun endgültig überflüssig wurden.

So entwöhnte sich Ahron-Leiser allmählich von den Stadtvätern und ließ sie schließlich nicht einmal mehr zu einer stillen Beratung rufen, außer in einem besonders verwickelten Fall; dann war er schon gezwungen, sie kommen zu lassen.

„Vielleicht habt ihr bessere Vorschläge?“ pflegte er sie dann zu fragen. „Mein Rat ist so und so...“

Aber sein Haupttratgeber war seine Frau Beile-Rasche. An den Abenden, Aug in Auge, sprach er mit ihr alles durch und... es ist seltsam, er war ein entschlossener Mann, ein mächtiger und großer Despot und hörte doch wunderbar auf die Frau, und was sie ihm sagte oder riet, war ihm sein Leben lang heilig. Seine Monatsvorsteherschaft dauerte zwei und ein halbes Jahr, dann wurde die unbegrenzte Machtbefugnis zunichte. Nun war der Monatsvorsteher freilich nicht mehr die für die ganze Stadt verantwortliche Person, er bekam einen neuen Namen „Isborschtschik“, er hatte nur mehr alle Abgaben für den Fiskus zu sammeln, und auch dafür war nicht er, sondern die Stadt verantwortlich.

Ahron-Leiser wollte kein Isborschtschik sein. Der Isprawnik bat ihn wiederum nach Kräften und versprach ihm sogar, seine Macht würde künftig die gleiche bleiben wie bisher. Der Stadt war ein solches Amt ganz unbekannt, sie wusste nicht, was man mit ihr tat und wie sich neuerdings etwa so ein Isborschtschik verhalten müsste, und die Stadtleute wählten ihn guten Willens.

So war Ahron-Leiser nun Isborschtschik und führte doch alles wie zuvor und nicht um ein Haar anders, und ich weiß nicht, ob noch ein Isborschtschik in Litauen solche Macht hatte wie er. Einige Leute begannen böse nach ihm zu blicken. Sie wussten, dass sonst kein Isborschtschik die Rechte hatte, die Ahron-Leiser sich nahm. Dadurch bekam er Feinde.

Ahron-Leiser kehrte sich nicht daran. Für ihn spielten sie keine Rolle. Er hatte den Isprawnik und damit genug. Trotzdem fraß das an ihm, aber er fand niemand, dem er den Posten hätte übergeben können. Außerdem wäre der Isprawnik nicht damit zufrieden gewesen. Der Isprawnik wusste, dass Ahron-Leiser ein Meister im Eintreiben der Steuern war, ein anderer an seiner Stelle wäre dazu vielleicht nicht imstande gewesen, und das war für den Isprawnik besonders wichtig.

Ahron-Leiser entschloss sich, einen energischen Schreiber zur Führung der Stadtangelegenheiten zu nehmen. Dann würde er selbst ein freier Mann sein und ruhig seine Geschäfte mit den Gutsherren machen können. Man musste nebenbei doch auch noch den Gelderwerb haben; man war ja im Geldausgeben groß.

Er fuhr nach Brisk zum Isprawnik und erzählte ihm von seinem Plan, dass er einen klugen und energischen Menschen suche. Vielleicht wüsste der Isprawnik jemand in Brisk? Der Isprawnik empfahl ihm einen jungen Mann J.Ch.P., einen Privatadvokaten, der Gesuche verfasste und kleine Rechtssachen führte. Dem Großvater gefiel er, und er nahm ihn mit nach Kamenez. Den Vorgänger des Schrei-

bers, der ein einfacher Jude war und „mit sieben Fehlern“ russisch schreiben konnte, entließ er, kaufte ihm für zweihundert Rubel ein Haus, richtete ihm eine Schänke ein und sagte ihm: „Eine Konzession brauchst du nicht, du wirst mehr verdienen als bisher.“

Der neue Schreiber kam nach Kamenez wie ein Aristokrat: kurz gekleidet, einen Ring am Finger, und in der Gemeindestube saß er ohne Hut. Das brachte die Stadt auf. Die Wut richtete sich selbstverständlich gegen den Großvater. Der Zorn war so groß, dass einigen einfiel, Ahron-Leiser müsste zur rechten Sühne ermordet werden. Aber was macht man dann mit dem Isprawnik?

Wie das so geht, stellte sich der Großvater ganz ahnungslos und übergab dem J.Ch.P. das Kommando. Der war ein kluger, junger Mann, der wohl zu lernen und ein Blatt Talmud recht zu verstehen wusste, allerdings sich der Wissenschaft zugewendet hatte und, während er ein „Advokat“ wurde, ein „Ketzer“ geworden war.

Der Schreiber führte alles, und der Großvater fing von neuem mit den Gutsbesitzern zu handeln an. Drei Tage der Woche besuchte er die Gutsherren, die restliche Zeit gab er sich mit dem Schreiber ab. Er hieß den Schreiber die Steuern, die seine Feinde bisher gezahlt hatten, nun verzehnfachen. Das war eine Art Vergeltung, und nun erst kam der richtige Tumult. Das Feuer der Streitigkeiten verbreitete sich über die ganze Stadt, und man schrie sogar:

„Was heißt das! Ahron-Leiser hat einen Nichtjuden zum Schreiber genommen!“

Beile-Rasche, des Großvaters Frau, nahm es sich zu Herzen. Sie wollte um keinen Preis mehr diese Erklärungen, dies Geschrei und Geschimpfe hören, sie weinte vor dem Großvater und verlangte, er solle das Isborschtschik-Amt ganz aufgeben.

„Die Stadt ist nicht dein“, weinte sie, „und die Juden der Stadt sind auch nicht dein. Sei du nicht ihr Versorger,

mögen sie sich selber führen, wie sie wollen. Ich kann doch nicht mit ansehen, wie du aussiehst. Was ist das für ein Unglück!“

Darauf fuhr Ahron-Leiser zum Isprawnik und erklärte ihm, wie die Sache stand. Dabei sagte der Großvater ihm in aller Deutlichkeit, dass er freiwerden wollte. Die Stadt ist nicht zufrieden, und die Frau weint — er kann nicht mehr. Sie können ihm den Schreiber nicht verzeihen.

Der Isprawnik war einverstanden. „Aber“, sagte er, „sieh erst zu, dass du mir nicht wieder Isborschtschik wirst. Es gibt keinen, es gibt keinen anderen an deiner Stelle.“ Der Isprawnik kam tatsächlich nach Kamenez, ließ die Stadtväter rufen und hieß sie, am nächsten Tage einen neuen Isborschtschik an Ahron-Leisers Stelle wählen zu lassen. Der Schreiber aber sollte bleiben. Das war, versteht sich, ein Trick.

„Was heißt das?“ entzündete sich die Stadt, „gerade den Schreiber wollen wir nicht! Wir geben ihm zweihundert Rubel, und er soll gehen!“

Der Isprawnik ließ den Schreiber holen und fragte ihn kaltblütig, ob er Schreiber bleiben oder zweihundert Rubel nehmen und Weggehen wolle. Darauf gab der Schreiber eine wahrlich unerwartete Antwort:

„Auch wenn man mir kein Geld gibt, will ich bei solchen Viechern kein Schreiber sein!“

Er war ein Ketzer...

In der Stadt gabs eitel Freude: ein anderer Isborschtschik, ein anderer Schreiber. Und Kamenez beruhigte sich. Der Großvater fuhr häufiger zu den Gutsherren, machte mehr Geschäfte mit ihnen und wurde mittlerweile immer beliebter bei ihnen, so dass sie ihm schon manchmal von sich aus einen Verdienst zuschanzten und einander rieten, nur mit ihm Geschäfte abzuschließen.

Mit der Zeit wurde er bei den Gutsherren von drei Bezirken der „Meister“. Er beriet sie, er half ihnen Kniffe austüfteln (auch Gutsherren tüfteln manchmal Kniffe aus),

und es ist keine Prahlerei, wenn ich sage, dass er manche von ihnen, etwa solche, die alles im Spiel verloren hatten, wieder auf eigene Füße gestellt hat. Und wenn auf ihren Höfen Spritbrennereien und Bierbrauereien, Ölmühlen und Wassermühlen mit Zylindern aufkamen, so zeugte das alles gewiss für seinen Kopf.

Der Großvater hatte einen unverständlichen Fehler: er sah überhaupt nicht auf seinen Vorteil, ganz als hätte er nur im Sinn gehabt, aus den Gutsherren große Leute zu machen. Und wild und unverständlich motivierte er das: Werden die Gutsherren reich, so werden auch die Juden Erwerb haben,— wohin sonst wird ihr Geld denn hingehen? Doch nur zu den Juden. Und darum ist es verständlich, dass zwei Gutsherren, wenn sie in Streit kamen, Ahron-Leiser zum unparteiischen Schiedsrichter im Ehrengericht wählten. Und wenn ein Gutsherr sich mit seiner Frau verzankt hatte, war er, der Großvater, der Friedensstifter.

Nun verdiente er eigentlich ganz hübsch, allerdings brauchte er auch eine Menge, aber er und Beile-Rasche waren sehr zufrieden, dass sie die Stadtsorgen los waren: Ein Ende! Jetzt war es nicht mehr seine Sorge, wer zum Schiedsgericht kam und wer nicht und ob die Mächtigen Steuern zahlten oder nicht. So vergingen drei Jahre.

## STADTSTREIT UND HOCHZEIT

Der Großvater war täglich bei den Gutsbesitzern. Er kam gewöhnlich in einer Britschka mit einem Paar Pferden und einem jüdischen Fuhrmann zu ihnen. Zur Nacht kam er meistens wieder heim, dann trank man Tee und saß noch eine Weile. Bei ihm im Haus war immer noch eine Menge Menschen, die kamen, um zu reden, einen Rat einzuholen und etwas zu sich zu nehmen. Allmählich näherte man sich ihm in der Stadt wieder. Hatte ein Jude eine Auseinander-

Setzung mit einem Gutsherrn, so konnte er ohne Ahron-Leiser nicht auskommen. Dann wieder gab es etwas, womit außer ihm niemand in der Stadt zuwege kam, das war — der Revisor. Er kam regelmäßig die „Liste“<sup>1</sup> revidieren, ob Kamenez wirklich nicht mehr als vierhundertfünfzig Seelen — in zweihundertfünfzig Häusern! — hatte, wie sie im Register standen. Im „Reden“ mit dem Revisor war der Großvater vollends ein Meister wie niemand sonst. Solche Reden endeten regelmäßig mit zweihundert Rubeln, die der Revisor eiligst in seiner Tasche verschwinden ließ. Am Revisionstag wurden viele Häuser geschlossen, die Hausbewohner gingen aus der Stadt, jeder soweit die Augen nur trugen, und die Stadt sah tot aus wie ein Friedhof. Man erblickte fast kein lebendes Wesen auf der Gasse, und der Revisor ging mit der gesamten Stadtpolizei und zählte die Seelen. Gefunden wurden ständig ungefähr vierhundert. Fünfzig fehlten. Von ihnen wurde angegeben, sie wären geschäftlich unterwegs. So fuhr der Revisor alle Jahre wieder ab und verzeichnete in seinem Protokoll, dass alles in Ordnung sei.

Und dies traditionelle „Reden“ mit dem Revisor verblieb, wie gesagt, dem Großvater, sogar als ein anderer Isborschtschik war. Ja, es gab Zeiten, da er dies Stückchen Arbeit aus Zorn auf die Stadt ablehnte, aber schließlich und endlich gab er doch nach. Man konnte doch eine Stadt nicht im Wasser versinken lassen.

Der neue Isborschtschik und der neue Schreiber nahmen alle Bücher mit den Papieren und den Siegeln an sich und begannen zu arbeiten. Der Isborschtschik berief die Abgeordneten, das heißt die Stadtväter, die zur Führung der städtischen Angelegenheiten gewählt waren, und ordnete eine Versammlung an. Zuerst überprüfte man das Steuerregister der Reichen. Von den Armen hatte der Großvater

<sup>1</sup> Das Register, das alle Seelen der Gemeinde enthalten soll und mit Rücksicht auf die drohenden Militärverpflichtungen zuweilen nur einen Teil der Einwohner enthält.

gar nichts gefordert. Nun wurde beschlossen, auch die mittleren und ärmeren Klassen heranzuziehen und die Steuern der besseren Stände herabzusetzen.

Man begann damit, von den Ärmeren, den Handwerkern, Steuern einzutreiben. Man ließ keinen armen Mann aus. Da entstand ein neuer Tumult in der Stadt. Tagtäglich lief der eine oder der andere ins Gemeindehaus und schrie und jammerte, und Weiber kamen mit Gewein und Flüchen: Wie? Sie hätten kein Brot! Und gäbe es denn wenig Reiche, die zahlen könnten? Es kochte förmlich.

Das half aber nichts, im Gegenteil, man schleppte Pfandstücke von den Armen zusammen, Pfannen, Leuchter, Geschirr und anderes Hausgerät der Art, und das Schreien reichte bis an den Himmel hinan. Schließlich musste der Assessor ins Gemeindehaus kommen und die Habenichtse arretieren (beim Assessor gab es zwei Ställe, der kleinere war für die Pferde, der andere eine Art Arrestlokal). Nun wurde es ruhiger. Das niedere Volk jammerte, knirschte mit den Zähnen und zahlte. Selbstverständlich waren die Reichen und die Hausbesitzer mit dem neuen Isborschtschik zufrieden.

Aber das gute Einvernehmen zwischen den Reichen und dem Isborschtschik dauerte nicht lange. Die Stadtväter wollten den Isborschtschik ganz und gar verdrängen. Sie waren reich und angesehen, warum also sollte er mehr sein als ein Werkzeug in ihren Händen und seine Geltung als Isborschtschik nicht auch ihnen zugutekommen? Der Isborschtschik, so schwach er war, wollte natürlich nicht ganz und gar verschluckt werden; und so verging keine Sitzung ohne Zwist. Man stritt und riss einander ständig hin und her. Und der Assessor, der das wusste, schrieb dem Isprawnik, dass alles ordnungsgemäß gehe und dass sie einander in den Haaren liegen.

Das Ende war, dass die Stadtväter in zwei Lager zerfielen; die einen sagten, man dürfte den Armen nichts nehmen, die andern, man müsste doch von den Armen nehmen. Von den

Stadtvätern holte sich jeder seine Partei zu Hilfe, und was herauskam, war ein großartiger Stadstreit, eine Art Krieg. Die Flamme des Streits schlug immer höher und höher, und dann erst kam der Isprawnik. Drei von den Stadtvätern und fünf Männer aus dem Volk wurden arretiert und nach Brisk geschickt, wo sie einen Monat saßen. Nun wurde es wieder ruhig in der Stadt, wenn auch nicht innerlich, so doch äußerlich.

Der Isprawnik wechselte, der Brisker kam in den Slonimer Bezirk, der Slonimer nach Brisk. Natürlich gaben sie einander Auskunft über den Charakter der Stadtjuden wie auch der Gutsherren. Der Brisker Isprawnik äußerte anscheinend Übles über die Kamenezer Juden und muss wohl auf Ahron-Leiser als einen Mann, der eine allgemeine Sache verstände, hingewiesen haben, denn als der neue Isprawnik zum ersten Male nach Kamenez kam, ließ er erst den Isborschtschik und die Stadtväter rufen, hielt ihnen eine Standrede, sagte, der alte Isprawnik habe eine schlechte Auskunft über sie gegeben, und ließ dann Ahron-Leiser bitten, er möchte zu ihm kommen. Dem Großvater bot er die Stelle des Isborschtschik an. Der Großvater lehnte hartnäckig ab. Da bemerkte der Isprawnik: „Wenn du in Brisk bist, sollst du zu mir kommen.“

Zur gleichen Zeit mussten Isborschtschik und Abgeordnete neu gewählt werden. Man wählte einen A. B. Der neue Isborschtschik, ein energischer Mensch, arbeitete anfangs in Frieden mit den Stadtvätern. Es war aber noch kein halbes Jahr vergangen, als man zu streiten begann. Wieder das gleiche Lied. Und als es zur Aushebung kam und die Stadt einen Soldaten stellen musste, entbrannte ein rechtes Feuer. Eingezogen wurde ein Schneider, der drei Kinderchen hatte, und der Dienst dauerte damals fünfundzwanzig Jahre. Man begreift, welch ein Unglück das für einen Menschen, für einen Vater war. Man schrie, man protestierte, man schlug alle Scheiben des Gemeindehauses ein und ohrfeigte den Isborschtschik und die Stadtväter. Es kam

zu einer schrecklichen Schlägerei, und der Assessor schickte dem Isprawnik sogleich eine Stafette, er sollte eiligst kommen. Er kam, nahm ein Protokoll über dreißig Personen auf, eben die rechten Stadtväter, und verhaftete sie. Er wollte sie allesamt nach Brisk schicken. Dazu wurde ihnen angesagt: wenn sie nicht Ahron-Leiser als Isborschtschik annehmen wollten, würde er die Führung der Stadt dem Assessor und dessen Gehilfen übergeben.

Man bat den Isprawnik, einen Tag zu warten. Eine große Versammlung sollte einberufen werden, dann würde man sehen. Nach langem Schreien fand man in der Versammlung, dass die Stadt, seit Ahron-Leiser aus dem Amte gegangen war, wie ein Schiff ohne Ruder geblieben wäre, und in der Gemeinde kein Brocken übrig war. Die Lehrhäuser und — wohl zu unterscheiden! — das Bad wären verlassen, man lebte im Krieg. Ahron-Leiser aber wäre ein guter Haushalter, für ihn gäbe es keine besonderen Parteien, die einander ständig befehdeten, und überdies stände er gut mit dem Isprawnik, was wichtig wäre.

Der Isprawnik bekam zur Antwort, sie wollten Ahron-Leiser.

„So geht ihn bitten“, befahl ihnen der Isprawnik, „denn er will nicht.“

Die Stadtväter und die vornehmen Hausherren mit dem Rabbiner an der Spitze kamen Ahron-Leiser bitten, er möchte wiederum die Zügel in die Hand nehmen. Aber er wollte nicht. Erst als der Isprawnik ihm drohte, die Führung sonst dem Assessor zu übergeben und einen aus Großvaters Familie zum Militär einzuziehen, musste er klein begeben. Noch in der Nacht beriet er mit Beile-Rasche, und sie beschloßen, dass er das Isborschtschik-Amt von neuem übernehmen müsse.

„Nur sehe ich ein“, klagte sie, „dass es ein Unglück von Gott ist.“

Er ließ Lose ziehen und wurde einstimmig gewählt. So wurde er wieder Isborschtschik.

Bald darauf schickte er nach Brisk zu jenem Schreiber, der dort eine private Advokatur betrieb, dessen Frau und Kinder aber in Kamenez wohnten. Von neuem begann er von oben her wie früher die Stadt zu führen, es wurde Ordnung, Kamenez ruhte aus.

Gewöhnt zu herrschen, führte er alles wieder wie einst, da er noch Monatsvorsteher war, was die Stadt längst vergessen hatte. Nur um des Scheins willen lud er gelegentlich die Stadtväter zu einer Sitzung. In der Sitzung saß man und schwieg, man hatte Angst, den Mund aufzutun und etwas dagegen zu sagen. Man hatte einfach Furcht vor seinem Verstand, vor seiner Macht, und überdies wussten alle, dass er von der Stadt kein Geld nahm, dass er mit seinen Geschäften genug verdiente und dass Geld bei ihm überhaupt keine Rolle spielte. Außerdem konnte man sich rundweg auf ihn verlassen. Wenn er etwas sagte, würde er es gewiss auch ausführen.

Der Großvater hatte schon einige Leute, die ihm alles berichteten, was in der Stadt über ihn gesprochen wurde, und äußerte jemand etwa eine schlechte Meinung über ihn, so kam er sogleich auf eine Art schwarzer Liste. Der sollte dann zehnmal so viel zahlen, als er zahlte, und wer dem Großvater ergeben war, das heißt seine wahrhaft guten Freunde, war nahezu frei von allen städtischen Abgaben und auch vom Militärdienst.

Er vernachlässigte die Geschäfte mit den Gutsherren nicht, und der Schreiber führte die Stadtangelegenheiten. Diesmal verging eine Anzahl von Jahren fast ohne jede Zwi-  
stigkeit.

Ich sagte schon, dass Ahron-Leiser in großem Stil lebte, er hatte Anteil an der Fleischsteuer, und Fleisch kostete ihn kein Geld. Wenn er eine Tochter verheiratete, so schickte er vor der Hochzeit in alle Städte ringsum und ließ in den Bethäusern ausrufen, alle armen Leute sollten zu ihm nach Kamenez zum Fest kommen, zu Ehren der Hochzeit seiner Tochter, und drei Tage lang wurde mit Festmählern

gefeiert. Er ließ Ochsen schlachten, und die Armen aßen ganze Berge Fleisch.

Auf zwei Bergen, auf dem Turmberg und auf dem Odoljener Berg, kochte man für die Armen in Kesseln wie für Soldaten, und alles ringsum war vollgepackt mit ihnen. Die Stadt sah aus wie ein Feldlager von Bettlern.

Zur Hochzeit spielten Kobryner Musikanten auf, und bei den Mahlzeiten aller sieben Tage des Festes durfte von den Hausvätern der Stadt kein einziger fehlen.

## WIE DIE GROSSMUTTER SICH UM DEN GROSSVATER KÜMMERTE

Der Großvater liebte das Sprichwort: „Wer ein Kind von sich weggibt, dessen Gebeine soll die Erde von sich ausspeien.“ Mit seinem Bruder lebte er ausgezeichnet, und der Bruder, sein einziger Sohn und dessen Kinder, lebten zusammen mit des Großvaters Kindern und Enkeln alle wie Ein Mensch, und wenn einer von der Familie erkrankte, waren alle um den Kranken. Man ging einfach nicht von ihm weg. In unserer Familie herrschte eine merkwürdige Einigkeit, die mit großer Feinheit von der lieben und unvergesslichen Großmutter Beile-Rasche geführt wurde. An allen Krankenbetten der Familie wachte sie und trat nie davon zurück. Kam von ihren Schwiegertöchtern eine in die Wochen, so erschien alsbald die Schwiegermutter, bei einer Tochter die Mutter; wurde ein Kind, ein Enkelkind krank, die Großmutter. Den Arzt oder Feldscher musste sie selbst empfangen, und war irgendein Eingriff nötig, so musste sie dabei sein. Bei ihr im Haus war ständig für alle Kinder und Kindeskinde Essen bereit, und kam irgendwer herein, tischte sie alsbald Speisen auf. Sie aß nie allein und wartete immer, vielleicht kommt dieses Kind, vielleicht jener Enkel oder die Schwiegertochter; so musste sie allen aufwarten. Und allein

davon, dass andere aßen, wurde sie satt. Man sah sie selten essen. Bereitete sie irgendeine gute Speise, so kostete sie nur davon, das übrige verteilte sie, und obwohl sie zwei Dienstboten hatte, buk und briet und räucherte sie immer alles selbst, und sie war eine selten gute Köchin.

Auch war es ihre Art, tagtäglich Töpfe mit Essen ins Armenhaus zu schicken, und sie vergaß dabei auch nie die übrigen armen Leute, die keinen Erwerb hatten. Die pflegte sie in aller Stille zu bedenken und zu beleben.

Sie selbst war eine magere und winzige Frau, in der die Seele sich kaum halten konnte, und hatte wohl Energie wie sonst nur ein Mann.

Ihren Mann Ahron-Leiser hielt sie, wie die Frauen sagen, hoch „wie den Sabbattag“. Der Großvater war sehr verwöhnt und liebte es, gut zu essen. Für ihn bereitete sie jeden Tag besondere Speisen, und es war das größte Unglück für sie, wenn er, behüte und bewahre, eine Fliege auf dem Teller fand. Dann aß er nicht mehr weiter und sie flog zur Schwägerin: vielleicht gab es da etwas Gutes für ihn zu essen. Gab es da aber nichts Rechtes, so beschwor sie ihn, er möchte nur einen Augenblick warten, dann wolle sie ihm eine kostbare Speise bereiten. Aber wie zum Trotz wollte er dann nicht warten, und das machte ihr großen Kummer.

Er liebte guten Tee, und sie sorgte dafür, dass sein Glas Tee stark und fein war. Und wenn er zu einem Gutsherrn fuhr, musste er ihr immer sagen, wann ungefähr er heimkommen würde, womöglich sogar die Stunde, und dann hielt sie schon den Samowar bereit. Und wenn er beispielsweise Montagnacht um zwölf Uhr kommen sollte, dann nahm sie den Samowar mit hinauf in den Oberstock (da war das Schlafzimmer der Großeltern). Das Dienstmädchen schlief, und die Großmutter saß im Oberstock neben dem Samowar und warf von Weile zu Weile eine Holzkohle auf, damit der Samowar nicht abkühlte und Ahron-Leiser, wenn er käme, heißen Tee hätte. So verhielt sich einst eine jüdische Frau.

Und so hütete sie manche Nacht hindurch den Samowar, dass er regelmäßig kochte und Ahron-Leiser bei seiner Heimkunft sogleich Tee bekäme. Es kam vor, dass er sich bei den Gutsherren manche Nacht versäumte, dann dröselte sie die ganze Zeit in Kleidern vor sich hin, fuhr dann und wann auf und legte eine neue Kohle nach, damit der Samowar ständig kochte, und dröselte wieder weiter. Bei Tage hütete das Dienstmädchen den Samowar.

Ahron-Leiser war ein eigenartiger Mann. Sagte er ja, so war das ja, und sagte er nein, so gab es keine Widerrede. Und wenn er unter Leuten saß und die Großmutter ihn gerade brauchte, kam sie mit großer Ehrerbietung zu ihm und bat ihn vor allen um Verzeihung, dass sie eben jetzt dazwischentreten müsse, während er mit anderen redete. In solchen Fällen winkte er meist ungeduldig mit der Hand ab. Das hieß, sie sollte fortgehen. Sie ging, versteht sich, und fand sich niemals beleidigt.

Doch traf es sich häufig, dass Leute Ahron-Leiser um Rat fragen kamen und während der Verhandlung verlangten, sie sollte auch dabei sein. Sie war ihrer Ratschläge wegen berühmt in der Stadt, und er rief sie.

„Die Leute wollen dich um Rat fragen“, sagte er ihr.

Man erzählte den Fall, und sie gab einen Rat. Aber zuvor hielt sie eine kleine Einleitung:

„Ich bin doch nichts mehr als eine närrische Frau, doch mir scheint, man müsste das und das tun...“

Und ihrem Rat stimmte man meistens zu.

Neben ihren Mann setzte sie sich niemals, sie stand mit Ehrerbietung vor ihm, obwohl sie ihm sehr, sehr viel zu seinem gesellschaftlichen Aufstieg und auch zu seinen Geschäften mit den Gutsherren mitverholfen hatte. Sie fürchtete ständig, er könnte in seinen Geschäften genarrt werden, und sie selbst machte sich ihm gegenüber weinerlich zum Narren. Wie gesagt, folgte er ihr in vielen Dingen, aber sie tat, als wüsste sie nicht, dass er ihr folgte.

## DIE HÄLFTE DES KÜNFTIGEN LEBENS

Der Großvater hatte einen Schwager Reb Lipe, der ein großer Lerner war. Dieser Reb Lipe war sehr arm, und einmal sandte er dem Großvater, das heißt seinem Schwager, einen Brief, er möchte ihm irgendeinen Erwerb verschaffen. Der Großvater ließ ihn rufen und sagte ihm, er habe ein Geschäft mit ihm abzumachen, wovon Lipe Erwerb haben und nichts ihm fehlen würde. Und für ihn, den Großvater, würde dabei auch etwas abfallen. Guckt ihn Reb Lipe an und versteht das Rätsel nicht.

Was hieß das, er würde Erwerb haben, und Ahron-Leiser würde auch nichts dabei zulegen?

Sagte ihm der Großvater:

„Lass uns folgendes Geschäft ‚abmachen‘: ich werde dir für dein Weib und deine Kinder von allem Guten geben, und du sollst sitzen und lernen. Du wirst mir nur ein Quittchen ausschreiben, dass du mir die Hälfte deines künftigen Lebens abtrittst, das dir für dein Lernen und deine guten Taten zukommt. Mein ganzes Leben bin ich, gottlob, ein einfacher Mensch von dieser Welt, das heißt, von dieser Welt habe ich auch nichts. Also lass mich wenigstens von jener Welt etwas haben! Ich fürchte, wenn ich auf jene Welt komme, wird mir bitter und finster sein, denn dort gibt es keinen Isprawnik und keinen Assessor...“

Reb Lipe konnte aber nicht gleich antworten. Ihm kam das offenbar nicht gerecht vor, dass Ahron-Leiser, der so viel von dieser Welt hatte, auch noch künftiges Leben genießen sollte. Er sagte, er würde es mit seiner Frau Furje, Ahron-Leisers Schwester, besprechen.

Es vergingen Monate, und weder Reb Lipe noch seine Frau wollten Ahron-Leiser die Hälfte des künftigen Lebens für das Lernen Reb Lipes abtreten. Sie litten große Not und waren sehr gedrückt, sie hatten kleine Kinder, die Kleidchen brauchten, Schuhwerk, Schulgeld und was sonst zum Leben nötig ist. Ahron-Leiser gab ihnen eini-

germaßen zu essen, aber nur zu essen. So quälten sie sich und wollten auf das Kompaniegeschäft um das künftige Leben nicht eingehen. Ahron-Leiser verkleinerte bereits seinen Anspruch. Jetzt wollte er nur die Hälfte des Anteils für Reb Lipes Lernen und nichts mehr für dessen gute Taten.

Natürlich verdross es Ahron-Leiser. Erstens verlangte ihn sehr nach einem Anteil an jener Welt, zweitens war er einfach nicht gewohnt, dass man ihm etwas abschlug. Da tat er eine Kleinigkeit: er hörte auf, ihnen etwas zum Leben zu schicken.

So blieb Reb Lipe samt Weib und Kindern gänzlich ohne Brot. Es gab kein Stückchen Brot im Haus, noch nicht einmal eine Kartoffel, es war buchstäblich zum Sterben vor Hunger.

Sie quälten sich, sie empörten sich, sie litten, aber als sie es nicht mehr aushalten konnten, war Furje, Reb Lipes Frau, bereits einverstanden:

„Geh schon, gib dem Bösewicht schon die Hälfte deines Lebens auf jener Welt hin. Man kann doch mit den Kindern nicht Hungers sterben!“

Geschlagen kam er zu Ahron-Leiser und erklärte, er ginge schon auf Ahron-Leisers Vorschlag ein. Er wäre einverstanden.

Aber nun war Ahron-Leiser hart geworden. Er sagte: „Jetzt will ich nicht mehr. Du wolltest mir die Hälfte deines künftigen Lebens nicht geben? Jetzt ists vorbei. Geh und Sorge erst für deine Frau.“

Ahron-Leiser, versteht sich, verlangte sehr nach einem Anteil an jener Welt. Er merkte aber, dass allein seine Schwester es war, die diese Abmachung hintertrieben hatte, und er ging darauf aus, dass gerade die Schwester kommen und ihn bitten sollte, zudem sollte auch sie selbst sich auf dem Quittchen mit einverstanden erklären.

Reb Lipe verstand Ahron-Leisers Absicht nicht. Man kann sich vorstellen, mit welchem Herzen er heimkam.

Ein großes Jammern fing im Hause an. Die Kinder wollten essen, und nichts war da, was man ihnen hätte geben können. Nun gingen sie beide zu Ahron-Leiser mit solcher Lust, wie wenn man zur Schlachtbank geht, und weinten und baten, er möchte das Geschäft abschließen. „Gut“, sagte Ahron-Leiser ruhig, „lasst uns zum Rabbiner gehen und uns fürs ganze Leben verpflichten: ich, dass ich euch ernähre wie meine Kinder, und Lipe, dass er mir künftiges Leben von seinem Lernen abgibt.“

Reb Lipe wollte sich nur für drei Jahre verpflichten, nicht für das ganze Leben, bis man sich schließlich auf fünf Jahre einigte.

Man ging zum Rabbiner und fertigte ein Schriftstück aus über alles, was sie verabredet hatten, und Reb Lipe und Furje unterzeichneten es, der Rabbiner und die Richter unterschrieben die Abmachung als Zeugen, man gab einander die Hand, bestätigte und beschwor, dass Ahron-Leiser Reb Lipe und seine Familie in reichem Maße auszuhalten und dafür von Reb Lipe dessen halben Anteil an der künftigen Welt von seinem Lernen zu bekommen hätte. Reb Lipe müsste aber den ganzen Tag lernen, dürfte nichts anderes tun, und alles das wäre nun rechtskräftig und rechtsgültig.

Ahron-Leiser kam mit einer Freude vom Rabbiner, die man sich schwerlich vorstellen kann. Eine Kleinigkeit — Ahron-Leisers Glück! Hätte man ihm für diese Hälfte von jener Welt alle Reichtümer der Erde geboten, er hätte sie gewiss nicht genommen.

Reb Lipe und Furje gingen nicht ganz so fröhlich nach Hause. Dafür aber blinkte in Reb Lipes Hand ein Fünf- undzwanziger.

Nun begann Ahron-Leiser, ihnen von allem Guten zu schicken, „Milch und Honig“. Und als sich Reb Lipe zum ersten Mal in seinem Leben mit seiner Familie zu einem ganz großartigen Mittagessen setzte, da hatte das Geschäft schon einen anderen Reiz in seinen Augen.

## REB JÜDEL GREIFT EIN

Beile-Rasches Vater, Reb Jüdel, wurde im Alter Witwer und hatte kein Kind bei sich. Seine drei Söhne waren Lerner, aber nicht reich, und jeder wohnte in einer anderen Stadt. Die Großmutter Beile-Rasche, seine einzige Tochter, lud ihn zu Gast. Er war ein sehr kluger Mann und gefiel in der Stadt allgemein so gut, dass Ahron-Leiser ihn bat, zeit seines Lebens bei ihnen zu bleiben; er wolle ihn auf keinen Fall wieder fortlassen. Der Alte verkaufte sein Haus und seinen Hausstand in Semjatitsch, zog zum Schwiegersohn nach Kamenez, und Ahron-Leiser hielt den Schwiegervater so teuer wie das Auge im Kopf.

Der Urgroßvater Reb Jüdel besah sich die Geschäfte seines Schwiegersohnes und fand, was nicht eben schwer zu entdecken war, dass die städtischen Angelegenheiten ihm den Kopf verdrehten. Ganze Tage und Nächte war sein Haus mit Menschen vollgepackt und alles nur wegen der Stadtsachen. Ihm, dem Alten, tat es leid um Ahron-Leisers Fähigkeiten, die für so nichtige, kleinstädtische Dinge erhalten mussten, die aber mehr Kopfzerbrechen erforderten als großstädtische Angelegenheiten.

Also wäre es gescheiter für Ahron-Leiser, diese Dinge gänzlich auf- und sich lieber mit den Gutsbesitzern abzugeben, bei denen etwas zu verdienen war, oder nach Brisk zu ziehen, wo er mit seiner Geschicklichkeit und seinem Verstand sich bald einen Namen machen könnte, und lieber von dort her der Führer zu sein als hier in Kamenez. Dort hätte er wenigstens mit *so* einer Stadt zu tun, mit großen Herren, mit Weisen, mit Lernern, mit gebildeten Menschen.

Reb Jüdel, der Alte, brachte das seiner Tochter Beile-Rasche bei, damit sie es ihrem Mann begreiflich mache. Der Großvater Ahron-Leiser antwortete aber, er würde um keinen Preis Kamenez verlassen, wo seine Eltern und die Eltern seiner Eltern ruhten, wo er bald schon ein gan-

zes Leben verlebt, seine Energie und seine Jugend daran gewendet hätte, und wenn man ihm Millionen gäbe, würde er von Kamenez nicht fortziehen. Was aber die Stadtsachen beträfe, so wäre es auch seine eigene Meinung, dass man sich nicht damit abgeben dürfte. Das wäre zu schwer, man gäbe viel Kraft dafür hin, und doch genügte es niemals.

Aufs Neue wurde beschlossen, dass er die Stadtsachen aufgeben sollte. Es fehlte nur noch ein kleiner Anlass. Doch als man in der Stadt hörte, dass Ahron-Leiser die Stadtsachen aufgeben wollte, kamen die Ältesten und alle Hausväter zu ihm und baten ihn, weiter zu bleiben. Und wenn es ihm zu schwer würde, so sollte er lieber ihnen einen Teil der Arbeit übergeben, und sie würden ihm helfen.

Die Männer redeten viel und wandten viel ein, und er blieb mittlerweile versuchsweise, um zu sehen, ob es nun leichter wäre. So verging eine Zeit, und er begann schon selbst, sich anders zu verhalten. Er hielt nun Sitzungen ab, berief die Ältesten, teilte ihnen Arbeit zu, und sie taten, was ihnen aufgegeben wurde.

Ferner wurde Ahron-Leiser von einer Menge Kopfzerbrechens dadurch befreit, dass sein Schwiegervater Reb Jüdel, der sonst nichts zu tun hatte, sich mit vielen von den Leuten abgab, die des Großvaters Haus füllten. Reb Jüdel beriet sie, hörte ihre Bedenken an und so weiter. Die Großmutter Beile-Rasche, die ihrem Mann zuvor aus Respekt niemals dazwischengeredet hatte, außer wenn sie gerufen wurde, half nun, da ihr Vater sich mit den Leuten beschäftigte, auch öfters mit einem Ratschlag, und so wurde der Großvater vieler Arbeiten ledig.

Der Großvater gab sich wieder mehr mit den Gutsherren ab, und die Großmutter zog sich dann keine Nacht mehr aus und träumte nur so halb vor sich hin. Sie musste häufiger vom Bett aufstehen und frische Kohlen unter den Samowar tun, damit Ahron-Leiser, wenn er nach Hause käme, sogleich heißen Tee hätte.

## DER GROSSVATER KAUFT SICH EINE SCHNUR

Ahron-Leiser hatte einen Sohn Mosche, der ein wohlgeratener Knabe war. Schon als er zwölf Jahre alt war, ließ der Großvater Heiratsvermittler kommen, denen er sagte, er wolle für seinen Sohn Mosche eine Rabbinertochter und nur eines großen Rabbiners Tochter.

Der Heiratsvermittler Reb Berl-Michel erklärte ihm, der hiesige Rabbiner hätte einen Bruder, Rabbi Leiser, die Leuchte von Grodno, ein Schwiegersohn Rabbi Hillels. Rabbi Hillel wiederum wäre der Schwiegersohn Rabbi Chajim Woloschiners. Also höchster Adel. Dieser Rabbi Leiser hätte eine Tochter, ein Mädchen, das jetzt verheiratet werden sollte. Er, der Vermittler, wüsste aber nicht, ob jener sich zu einer Partie mit dem Sohn eines Isborschtschik zureden lassen würde.

„Ihr könntet das vielleicht“, gab der Heiratsvermittler zu verstehen, „mit Hilfe unseres Rabbiners durchsetzen; wenn er wollte, könnte die Partie vielleicht zustande kommen.“ Ahron-Leiser gefiel das, er schickte den Heiratsvermittler zum Rabbiner, und der Rabbiner warf den Heiratsvermittler hinaus.

„Eine Frechheit“, wütete der Rabbiner, „meinem Bruder, dem Gaon, eine Partie mit einem Kamenezer Isborschtschik vorzuschlagen!“

Ahron-Leiser überlegte nicht viel, ging selbst zum Rabbiner und sprach in dieser Weise zu ihm:

„Ihr wisst, Rabbi, ich habe einen sehr guten Jungen von zwölf Jahren... Ihr habt wohl von ihm gehört...“ Gutmütig antwortete der Rabbiner:

„Ich hörte, dass Euer Jungchen ein gutes Köpfchen hat.“

„Ich hörte aber“, sprach Ahron-Leiser weiter, „dass Euer Bruder Rabbi Leiser, der Rabbiner von Grodno, ein Mädchen hat, das verheiratet werden soll, und ich will mich mit ihm verschwägern. Geld werde ich mitgeben, soviel man mich heißen wird. So bitte ich Euch ernstlich, diese

Heirat zu vermitteln. Denn ich weiß, wenn Ihr Eurem Bruder ratet, wird er Euch folgen. Der Vermittler Reb Berl-Michel hat mir zwar verraten, dass Ihr sehr ‘erbst’ auf ihn wart“, redete der Großvater weiter, „wie er dazu käme, Eurem Bruder, dem Gaon,<sup>1</sup> eine Partie mit einem Isborschtschik vorzuschlagen. Aber ich, Rabbi, sage Euch kurz, ich stelle Euch vor die Wahl: entweder Ihr seht zu, diese Partie durchzusetzen, oder Ihr sucht Euch eine andere Stadt. Ich gebe Euch bis über Sabbat Zeit; lehnt Ihr mir die Partie ab, so sollt Ihr Kamenez am gleichen Tage verlassen.“ In diesem Fall zeigte sich der Großvater in all seiner Wildheit und seinem Despotismus.

Der Rabbiner war starr wie die Wand. Er wusste, hatte Ahron-Leiser einmal etwas ausgesprochen, dann würde er sich auch daran halten, denn bei ihm war gesagt — getan, und wer konnte sich gegen ihn stellen?

Der Rabbiner bat Ahron-Leiser, zwei Wochen zu warten, dann würde er ihm Bescheid geben. Damit war Ahron-Leiser einverstanden.

Der Rabbiner ließ einige angesehene Männer der Gemeinde rufen, vertraute ihnen die ganze Geschichte an und hielt mit ihnen Rat. Die Leute staunten über Großvaters Grausamkeit; das wäre eine mörderische Art, solch einen Gaon zu nötigen, der mit den größten Geonim durch und durch versippt wäre: der große Gaon Rabbi Leib Itsche war ein Bruder seiner Ehefrau, Rabbi Hillel ihr Vater, Rabbi Chajim Woloschiner ihr Großvater, Rabbi Itzele Woloschiner ihr Onkel, der große Gaon Rabbi Jecheskel, einst des Wilnaer Gaon Schwiegersohn, war Rabbi Leisers Vater, der Minsker Landesrabbiner Rabbi Schmuel sein Großvater, der frühere Grodnoer Rabbiner Rabbi Sfimcha sein anderer Großvater, und seine drei Brüder waren Geonim und Rabbiner der größten Städte, und so einer sollte sich mit einem Isborschtschik verschwägern!

<sup>1</sup> ‘Gaon’(Mehrzahl: Geonim), etwa Eminenz, ist eine den hervorragenden rabbinischen Autoritäten beigelegte Ehrenbezeichnung.

Aber zu spät. Ahron-Leiser hatte gesprochen, also würde er seinen Plan durchführen; was setzte er denn nicht durch? Und sie konnten ihm keinen Rat geben.

Es wurde beschlossen, er sollte dem Bruder Rabbi Leiser nach Grodno berichten, und wie dieser entscheiden würde, so sollte er tun. Der Rabbiner schrieb einen Brief und bekam eine völlig unerwartete Antwort ungefähr des Inhalts: „Bruder, ich sehe, dass es von Gott beschert ist. Wahrscheinlich will Gott es so; dann müssen wir mit seinem Spruch zufrieden sein. Ist der Bräutigam eigentlich ein guter Junge? Wenn ein rechter Lerner aus ihm werden kann, dann kann man die Partie machen.“

Der Rabbiner brachte den Brief und zeigte ihn Ahron-Leiser. Ahron-Leiser war gewiss voller Freude.

„Rabbi, jetzt bekommt Ihr von mir noch einen Rubel die Woche Gehalt!“ rief er sich mit Begeisterung die Hände, „ich will nach Grodno fahren und mir das Mädchen ansehen. Vielleicht ist das Mädchen, bewahre, ein Krüppel oder sehr hässlich? Ich habe meinen Mosche sehr lieb, ein rechtes Weib will ich ihm geben, nicht nur Adel.“

Mit dem Rabbiner zusammen fuhr er nach Grodno, und das Mädchen gefiel ihm. Man schrieb den Ehevertrag und verabredete tausend Rubel Mitgift. Drei Jahre sollte er dem jungen Paar in Kamenez Kost geben und dem Sohn einen Lehrer halten, und die beiden dann nach Grodno schicken, damit der Sohn beim Schwiegervater lerne, während Ahron-Leiser für die Kost Geld schicken sollte.

Bei der Verlobung war der Bräutigam Mosche dreizehn, die Braut Sfore achtzehn oder neunzehn Jahre alt. Nicht umsonst hatte ihr Vater so rasch zugestimmt.

Zur Trauung kamen die Rabbinen der ganzen Familie, und die Hochzeit war so groß, dass die Stadt acht Tage feierte und jubelte. Branntwein gab es ganze Fässer voll. Die Leute tranken, was das Zeug hielt.

Die Verschwägerten und die Rabbinen fuhren zufrieden heim, eine so großartige Hochzeit hatten sie noch nie er-

lebt, und sie hatten noch nie gesehen, wie eine ganze Stadt ein Fest feierte. Aber sie wussten nicht, dass fast alle, die zu den Mahlzeiten kamen, es nur aus Angst und nicht aus Liebe taten.

Als Lehrer für Moschee suchte Ahron-Leiser einen großen Gelehrten. Er wollte auch seinen Sohn Rabbiner werden lassen. Eine Kleinigkeit, er kam jetzt in eine solche Gesellschaft von Rabbinen und Geonim! Er holte sich aus Brisk einen gewissen Reb Orele, einen seltenen Gelehrten, nahm noch drei reiche und begabte Jungen dazu, und man bot Reb Orele hundert Rubel für eine Lehrzeit; er sollte mit den vier Jungen, die alle schon Bräutigame waren, lernen. Zu jener Zeit waren fünfundzwanzig Rubel für eine Lehrzeit schon ein großer Fang.

Aber Leiser-Ahron verrechnete sich doch vollkommen. Er wusste nicht, dass Reb Orele ein begeisterter Chassid war und seine Schüler nicht zu Rabbinen, sondern zu Chassidim machen würde — — —

## DER ANDERE GROSSVATER

Meine Mutter war in Großvaters Haus wie ein Verhängnis von Gott. Sie passte nicht ins Haus. Sie war von einem Vater wie Reb Leiser in Grodno erzogen, der schon im Alter von acht Jahren Frauen nicht mehr angesehen hatte, und als er in Grodno nach seinem Schwiegervater Rabbi Hillel Fried, Rabbi Chajim Woloschiners Eidam, Großrabbi war, pflegte ihm in der Gasse ein Gemeindediener voranzugehen und alle Frauen vom Trottoir zu vertreiben. Und wenn der Großvater Reb Leiser am Freitag ins Bad ging, zog er sich neben den armen Leuten aus. Sah er nun an einem Habenichts zerrissene Stiefel, so tauschte er mit ihm, so auch zerrissene Hemden und Hosen; er gab dem armen Mann seine eigenen und zog dessen Sachen an.  
Kam

er dann heim, so erkannte die Großmutter ihn gewöhnlich nicht. Lumpen und Fetzen hatte er an, bis auf Kaftan und Streimel. Das, sagte er, dürfe er nicht mehr tauschen. Die Großmutter schrie natürlich über solche Geschichten, für sie war das eine Ausgabe, die über ihre Kräfte ging, denn um jene Zeit gab die Stadt dem Rabbiner wenig Gehalt, so dass es kaum fürs tägliche Leben reichte, und hätte sie dem Mann alle Freitag neue Kleider machen müssen, sie hätte bald den Kopf verloren. Er aber beruhigte sie damit, dass der arme Mann gute Stiefel nötiger brauchte als er, denn jener müsste nebbich Geld verdienen gehn; in einem zerrissenen Kleid und zerrissenen Schuhen und Hosen könnte er sich doch erstens erkälten und zweitens könnte man doch in solchen Sachen überhaupt nicht lange einer Arbeit nachgehen.

Die Großmutter wollte ihn nicht betrüben, sie ging in ihr Zimmer und weinte. Es wurde aber in der Stadt bekannt, und es fand sich ein reicher Mann, der sich ihnen für verwandt hielt und der Großmutter Freitag vor Nacht Kleider zu schicken pflegte, wenn der Rabbi die seinen verteilt hatte.

Der Großvater hatte eine Menge Bücher, die Tausende Rubel wert waren. Diese Bücher hatte er von seinem Vater Rabbi Jecheskel und von seinem Schwiegervater Rabbi Hillel geerbt, und sie füllten das Haus.

Meist saß er in einem Zimmer mit zugeketteter Tür und lernte. Im Zimmer war noch ein kleines Türchen, das er öffnete, wenn seine Frau, die Rebbezin, anklopfte. Kamen Frauen mit Ritualfragen, so hörte die Rebbezin die Frage und sagte sie dem Mann durchs Türchen weiter, und er entschied sie gleich. Handelte es sich um Koscher-Fleisch oder Geflügel, so reichte ihm die Rebbezin den Gegenstand der Frage durch das Türchen, er besah ihn und entschied. So wurde die Rebbezin in Ritualfragen sehr kundig und beschlagen und entschied die meisten allein. Der Mann hörte zu und prüfte sie und gab ihr später das Recht,

geringfügige Fragen selbst zu entscheiden. Sie konnte auch ein Blatt Talmud gut lernen, man hielt sie sogar für eine Gelehrte.

Der Großvater Reb Leiser betete nur das Schma und das Achtzehngebet mit der Gemeinde. Auch das war für die andern Beter schwer. Man musste lange warten, fast eine Stunde. Die übrigen Gebete sprach er immer 'für sich', und das dauerte zwei Stunden. Das Tischgebet dauerte bei ihm eine Stunde. Bei jedem Wort bannte er sich mit den Augen zu Gott und gab sich ganz dem Gehalt der Gebete hin. Er war ein bedeutender Kenner von Entscheidungen und Responsen, und Rabbinen des ganzen Wilnaer Kreises suchten ihn auf. Außerdem hatte er über rabbinische Fragen und Entscheidungen Literatur, die man nirgends kaufen konnte.

Sein Haus war immer voll von Rabbinen und Gelehrten. Die Grodnoer Lerner redeten sogar mit der Rebbezin gern von Tora, denn zu ihm vorzudringen, das war schwer. Sie hatte viel Sinn fürs Lernen, und was ihr schwerfiel, danach fragte sie ihn, wenn sonst niemand da war.

Als meine Mutter zwölf Jahre alt war, sah man sich nach einem Mann für sie um; aber der Großvater, der sich auf Menschen verstand, konnte nicht recht zugreifen. Er suchte wahrscheinlich einen Bräutigam für sie, der sowohl im Lernen wie an Adel der Abstammung groß war. Und wenn einer von der Art sich schon fand, gefiel er der Großmutter nicht. Sie wollte nicht, dass ihre Tochter einen Schlemihl zum Mann bekäme. Sie pflegte zu sagen: Und wenn der Schlemihl selbst Rabbiner wäre, so wäre er auch nicht gut für Weib und Kinder.

Er hatte eine große Meinung von seiner Frau, sie war sehr vornehm und weise, und eigentlich hatte er es ihr zu verdanken, dass er ein rechter Jude sein konnte, wie er wollte. Sie litt viel durch seine Frömmigkeit und Güte; kamen arme Leute während des Essens ins Haus, so lud er sie alle zu Tische und gab ihnen die besten Stücke. Er sagte,

der Arme wäre so hungrig und lechzte so nach einem Stückchen Brot, dass es traurig mitanzusehen wäre ... und so konnte er zehn, zwölf Bettler zu Tisch bitten. Dann standen alle Familienmitglieder hungrig vom Tisch auf, und reichte das Essen einmal nicht für sämtliche Bettler, so ließ er noch Brot und Semmeln kaufen, und keiner von ihnen durfte hungrig weggehen.

Die Rebbezin weinte und klagte beständig, dass sie mit den Ausgaben nie zurechtkäme, obwohl sie von ihrer Rabbinerverwandtschaft unterstützt wurde. Da kannte man ihre Lage, und es gab auch reiche Leute in der Familie, die viel halfen. Aber Reb Leiser war alles zu wenig für seine armen Leute, die er wollte leben lassen, und die Rebbezin und die Kinder litten fast Hunger.

Als sie die Partie mit meinem Vater machten, war die Tochter schon ein „altes Mädchen“: achtzehn Jahre alt und vielleicht, nach anderer Meinung, schon neunzehn. Ihre Mutter klagte natürlich, wie das früher so war, dass man so ein ‘altes Mädchen’ hatte und dazu noch in einer Familie von lauter rabbinischen Leuchten. Die Heirat war ihnen hochwillkommen, zumal der Bräutigam beiden Parteien gefiel, sowohl dem Rabbi wie der Rebbezin. Nur ein Mangel: der Mann, mit dem man sich verschwägern wollte, war von gewöhnlichem Fleisch und Blut, ein mächtiger Hausvater, ein Monatsvorsteher, das war ein schwerer Schlag für sie, ein schrecklicher Flecken auf der Familienehre.

Aber aus zwei gewichtigen Gründen, weil nämlich die Tochter schon ein ‘altes Mädchen’ war und der Bruder sein Rabbinat sonst verlieren würde, musste man beschließen, den Bräutigam anzunehmen. Der Großvater, Rabbi Leiser, prüfte den Bräutigam und sah, er hatte einen guten Kopf und konnte ein großer Lerner werden. Mein Vater Mosche war ein kluger Junge, und sein Vater, der Großvater Ahron-Leiser, hatte ihm beigebracht, wie er sich verhalten sollte, wenn sie in Grodno zum Schwiegervater kämen; mein Vater stellte sich naiv fromm, als könnte er

nebbich nicht bis drei zählen und wüsste nichts als Tora und Gottesdienst.

Vor der Verlobungsfahrt nach Grodno las er, damals ein zwölfjähriger Knabe, das ganze Buch „Die Grundwurzel des Dienstes“ durch und kam überfromm zum Schwiegervater, mit zerknittertem Gesichtchen, obwohl er ein frischer und gesunder Junge war.

Kurzum, er gefiel sowohl Rabbi Leiser wie der Rebbezin. Sie sah, dass er sowohl klug wie fein war, und er sah gewiss, dass ein guter Rabbiner aus ihm werden würde.

## GROSSVATERS GRUNDSATZ WIRD UMGESTOSSEN

Die Mutter, erzogen in einem so frommen Hause von Geonim und Zaddikim,<sup>1</sup> kam nun in ein Haus, wo man kein Wort Tora hörte. Unter den Leuten, die zu ihrem Schwiegervater kamen, sah man keinen einzigen Rabbiner, keinen einzigen Gelehrten, keinen einzigen Zaddik, immer nur einfache Juden, Juden, Juden. Und ein Jude, der kein Rabbiner war, hatte für sie keinen Wert. Mehr noch, sie hielt ihn nicht für einen Menschen. Da gingen Juden einfach herum, sie lernten nicht, sie beteten nicht, sie waren ohne Anstand und Jüdischkeit, gewöhnliche Dritte Mahlzeiten,<sup>2</sup> mit Reden über nichtige Dinge, Zwischenträgereien und dergleichen.

Außerdem war die Mutter, ihr Andenken zum Segen, nicht besonders klug, und so kann man sich vorstellen, wie wenig sie in unser Haus passte.

<sup>1</sup> Zaddik (Mehrzahl: Zaddikim), ‘Bewährter’, ‘Rechtmäßiger’: Bezeichnung für hervorragende Fromme (im Besonderen für chassidische Rabbis, die aber hier nicht gemeint sind).

<sup>2</sup> Das ‘dritte’, in den Nachmittagsstunden eingenommene Sabbatmahl, das von den Chassidim gemeinschaftlich gehalten wird und einen allwöchentlichen Höhepunkt ihres Gemeinschaftslebens darstellt, aber auch von den Mitnagdim festlich begangen wird.

Ihren Mann hatte sie lieb, wie ihre Eltern, denn neben allem andern war mein Vater sehr gütig, mäßig und still. Der Großvater Ahron-Leiser liebte die Schwiegertochter nicht besonders, er hielt auf Abstand von ihr. Die Großmutter Beile-Rasche wiederum war mit ihr auch nicht zufrieden; die Mutter war nicht tüchtig, sie konnte nicht kochen und backen wie damals die Frauen, ja wie selbst die reichsten und vornehmsten alles allein machen konnten. Sie konnte nicht einmal nähen, was früher doch die kleinen Mädchen konnten. Die Mutter konnte nichts.

Dafür aber war sie sehr fromm. Den Talmud kannte sie nicht, aber die „Herzspflichten“ und den „Leuchter des Lichts“ beherrschte sie fast auswendig. Ständig las sie in den „Herzspflichten“ und war so darein versponnen, dass es sie fast nicht kümmerte, als ihr Mann Chassid wurde, und als der Vater, der bald nach der Hochzeit zu den Chassidim überging, sah, dass seine Frau ihn nicht störte, schätzte er sie darum besonders.

In einer gewissen Zeit gewöhnte sich die Mutter an das Haus mit all seinen Besuchern, und um die Gäste vor übler Nachrede, Verleumdung, dummen Späßen und müßigem Gerede zu schützen, hatte sie immer den kleinen Band „Herzspflichten“ bei sich, und sobald nur einer über einen anderen zu reden anfang, begann sie sofort eine Predigt und sagte einen Abschnitt aus den „Herzspflichten“ auf, worin von der großen Sünde der üblen Nachrede gesprochen wird. Sie ließ die Leute einfach nicht leben. Anfangs wurde es ihnen schwer, ein Geschäft mit einem frommen Frauchen! Später gewöhnten sie sich daran und enthielten sich teilweise solcher üblen Redensarten.

Der Kamenezzer Rabbiner, ihr Onkel, besuchte sie oft. Er kam einfach zu ihr ins Zimmer, was etwas ungewöhnlich war. Er ging sonst zu niemandem. Aber sein Bruder hatte ihn gebeten, sich um seine Tochter zu kümmern und sie oft zu besuchen. Ihr Vater wusste, dass sie in ein Haus verschlagen war, das ihr nach ihrer Erziehung fremd sein

musste, und es war ihm wichtig, dass sein Bruder auf sie achtgab. Mit seinen häufigen Besuchen erweichte er vielleicht auch das Herz ihres Schwiegervaters, der ihr nicht sonderlich zugetan war.

Nach drei Jahren hatte der Großvater den Gedanken, sich mit den großen Rabbinen zu verschwägern, bereits aufgegeben. Er sah ein, dass er mit der Schnur, der Rabbinerstochter, eigentlich hereingefallen war, und fand einfach, dass es nicht redlich wäre, seinen Söhnen aus Adelsehrgeiz ein Übel anzutun und ihnen so schlemihlige Frauen zu geben. Seinem Jossel verschaffte er schon eine aristokratische Partie von großem Stande. Hier suchte er bereits lediglich weltliche Vorzüge: Schönheit, Größe, Fähigkeiten, und dergleichen fand er auch.

Es war die Tochter eines angesehenen, nicht-hiesigen Kaufmanns, und sie war sehr schön.

Die Hochzeit wurde glücklich gefeiert, und die schöne Schwiegertochter kam in einem Wagen mit vier Pferden wie eine Gutsherrin nach Kamenez. Die ganze Stadt lief herbei, um die Schönheit der Braut zu begucken, und man war entzückt von ihrem Reiz, ihrer Eleganz und dem kostbaren Schmuck, den sie trug. Ahron-Leisers Freude war nicht abzuschätzen. Außerdem war sie klug, wohlgezogen, taktvoll, ging delikatsam mit Menschen um und war ungemein tüchtig. Der Großvater hatte sie besonders gern, er hielt sie immer neben sich, und sie war ihm teurer als alle Kinder.

Mit Jocheweds Ankunft verschlechterte sich die Lage meiner Mutter sehr. Wenn man sie schon zuvor nicht geliebt hatte, so brüstete man sich doch mit ihr, aber nun, da die neue Schwägerin kam, hörte der Rabbiner auf, seine Nichte zu besuchen, und der Großvater fing an, sie förmlich zu hassen. Jetzt sah er den Unterschied zwischen der Rabbinerstochter und Reb Schimon Deutschs Tochter, und diese hatte ihn geradezu bezaubert.

Das wurde der Mutter unerträglich. Überdies wurde sie eifersüchtig, weil alle die junge Schwägerin liebten, alle

ihr Komplimente machten, und der Schwiegervater, der sich in Jochewed spiegelte, ihr nicht einmal einen Blick gönnte. Da saß sie immer und weinte. Sie kam nicht mehr in die Stube, wo der Schwiegervater mit all den Kamenezer Leuten sich befand. Die Kamenezer waren schlechtweg zufrieden, sie los zu sein, die ihnen beständig das Leben verstört hatte und sie nicht reden ließ, wie sie wollten. Die junge Schwiegertochter brachte neue Ordnung ins Haus und in die Wirtschaft, und zwar auf aristokratische Weise. Sie bereitete neue Gerichte und neues, verschiedenartiges Gebäck. Außerdem konnte sie nie müßig sitzen. Da nähte sie, da arbeitete sie, brachte jedermanns Wäsche in Ordnung, schneiderte neue Kleider für die Frauen und Hosen für die Männer. Das Haus bekam ein anderes Gesicht, es wurde reiner und zuchtvoller in der Stube, und die ganze Familie zog sich reiner und schöner an.

Die Mutter lief allemal zum Rabbiner, ihr Herz auszuweinen. Und der Rabbiner tröstete sie und beruhigte sie damit, dass ihr Mann viel kostbarer wäre als Jocheweds Mann.

Jossel war wohl auch ein recht feiner, junger Mann, ordentlich, rechtschaffen, er konnte auch lernen, aber Mosche, mein Vater, war klüger und begabter als er und viel beherrschter.

Wenn die Mutter in ihrem Zimmer vor sich hin weinte, tröstete mein Vater sie mit den gleichen Worten wie ihr Onkel, der Rabbiner. Es half aber nichts. Da beschloss der Vater, aus seines Vaters Haus in eine besondere Wohnung zu ziehen, dann würden die Feindschaft und die Eifersucht aufhören. Sie würde ihre „Herzensepflichten“ und den „Leuchter des Lichts“ und „Das Buch der Frommen“ lesen, und es würde Ruhe im Hause sein.

Er fürchtete sich aber, seinem Vater so etwas zuzumuten, und so ging er zur Mutter, es mit ihr zu besprechen. Er wusste, dass die Mutter großen Einfluss auf den Vater hatte und dass er ihr in wichtigen Dingen folgte.

Die Mutter riet ihm, dem Vater einen guten Brief zu

schreiben, ihm zu erzählen, dass seine Sfore Tag und Nacht weine und dass er in eine andere Wohnung ziehen wolle. Er fürchte ihre Tränen sehr, auch wäre ihr Vater schon tot, sie wäre Waise, und so wüsste er keinen anderen Weg, um sein Weib zu beruhigen, als den dass sie fortzögen.

„Solch einen Brief“, riet ihm die Großmutter, „schreib du dem Vater, der wird ihm zu Herzen gehen. Er ist doch ein rechter Jude, und wenn du ihm die Worte: Tränen, gestorbene Eltern, Zaddikim einwirfst, so wird ihn das ergreifen. Er wird mir wohl von dem Brief erzählen und mich gewiss um Rat fragen, dann werde ich schon wissen, was ich sagen soll.“

So tat er. Der Großvater bekam einen Brief. Anfangs wurde er böse auf den Sohn, der seinen Grundsatz, immer mit all seinen Kindern zusammen zu wohnen, umzustoßen wünschte, diesen Grundsatz, den er um alle Reichtümer der Welt nicht aufgeben wollte. Aber die Tränen der Tochter der Großen gingen ihm tief zu Herzen, und er fürchtete, von ihren Eltern, den Frommen, bewahre, verflucht zu werden. Er wusste sich keinen Rat und ging zu seiner Frau Beile-Rasche, um sich mit ihr auszusprechen.

Die weise Beile-Rasche sagte ihm darauf, dass auch sie wahrhaftig sehr unruhig wäre, weil Sfore ständig weinte und man doch bei so großen Zaddikim schließlich bedenken müsste, dass Sfores Tränen ihnen nicht angerechnet werden sollten, bewahre.

„Ich zittere sehr um sie“, sagte die Großmutter, „und außer dem ists doch ein Jammer um unseren Mosche. Wozu soll ihm ihrer Tränen wegen das Leben verstört werden?“ Dann sagte die Großmutter, man wäre mit ihr auf feine Weise hereingefallen. Sie wäre doch ein Schlemihl und könnte keiner Katze den Wedel aufbinden. Aber was sollte man tun, zu spät, nun müsste man sehen, dass sie wenigstens ohne Not leben könnten.

Die Großmutter konnte reden und, wenn sie es für nötig hielt, wirkte sie auf den Großvater.

Der Vater führte es durch. Er mietete bei Scholem Jores eine Wohnung, drei Zimmer und Küche, für zwanzig Rubel das Jahr, und der Mutter tat sich eine neue Welt auf. Jetzt begann sie, nach ihrem Willen und Geschmack zu leben, das heißt, sie saß ständig über ihren Büchern und sah Jochewed und dem Schwiegervater und all den Kamenezer Leuten nicht in die Augen. Manchmal ging sie zu ihrem Onkel und verbrachte ganze Stunden mit der Rebbezin. Die Mutter sorgte niemals für die Ernährung wie andere Frauen, es ging sie einfach nichts an. Sie wusste nicht, was zu Mittag gekocht wurde, noch wann es fertig sein würde, das war nicht ihr Geschäft. Vom Nähen oder Ausbessern eines Hemds war gar nicht die Rede. Selbst zum Sabbat und zu den Feiertagen geschah alles, ohne dass sie die Hand rührte, als wäre sie einfach keine Hausfrau.

So lebte die Mutter dreißig Jahre mit dem Vater, ruhig, regelmäßig, neun Monate war sie schwanger, zwei Jahre nährte sie; alle drei Jahre kam ein neues Kind. Sie achtete nur auf das Kind, das sie nährte, und auf die „Herzspflichten“.

Der Vater sprach mit ihr nie vom Geschäft und fragte nie, was es heute zu Mittag gäbe. Er wusste, dass sie es nicht wüsste, und wenn er heimkam, erzählte sie ihm gewöhnlich Geschichten aus dem „Leuchter des Lichts“ und wie man nach den „Herzspflichten“ und anderen heiligen Büchern Gott zu dienen hätte. Und der Vater pflegte sich die Geschichten mitanzuhören und zu schweigen.

## KLEIN-JOSSELE WIRD GEFANGEN

Gerade als ich acht Jahre alt war, kam der berühmte Ukas heraus, wonach achtjährige jüdische Jungen zum Militär eingezogen werden sollten, damit sie getauft werden könnten. Solche Küken nahm man nur ein Jahr lang, dann sah

man ein, dass es ein kleiner Irrtum war. Vielleicht ein Prozent von diesen Kindern nahm die Taufe, und auch das erlangte man nur mit Mühe und Not. Man tat ihnen große Pein an, bis man erreichte, dass etwa einer von hundert die Taufe annahm.

Die Mütter der Kinder hatten sie zuvor mit allen Kräften vorbereitet, dass sie sich nicht sollten taufen lassen, und jedem der kleinen Kantonisten<sup>1</sup> ein Paar Tfillin mitgegeben. In ihren Herzen verblieben der Mutter Worte und Tränen, und auf keinen Fall wollten sie den jüdischen Glauben preisgeben.

Damals gab es in Kamenez drei „Fänger“, und einer davon, Ahron-Leibele, war ein regelrechter Mörder, er hatte kein Fünkchen Erbarmen mehr im Herzen. Außer ihm gab es noch zwei, einen Chazkel und einen Moschke; und diese Fänger hatten ein achtjähriges Jungchen einzufangen, um es zum Soldaten zu machen.

Bei uns in der Schule, beim Lehrer Mote, lernte unter den großen Hausbesitzersknaben ein Junge, das Waisenkind eines reichen Fuhrmannes, Jossele. Da er ein gutes und wohlgeratenes Kind und die Mutter, die Witwe, vermögend war, zahlte sie teures Schulgeld, damit nur der Junge bei einem guten Lehrer unter den vornehmen Kindern lernte.

Einmal, mitten am Tage, kamen zwei Fänger zu uns in die Schule. Sie öffneten die Türe, standen auf der Schwelle und besahen sich die Kinder. Ich und mein Vetter Jifsroel merkten sofort, dass sie kamen, um Jossele zu den Soldaten zu holen. Wir ergriffen die Leuchter der Lehrersfrau und wollten sie ihnen an die Köpfe werfen. Dabei schrien wir ihnen zu, wenn sie noch einmal zu uns in die Schule kämen, würden wir ihnen die Köpfe plätten. Es waren nur Kinder, die ihnen drohten, doch die beiden machten sich davon.

<sup>1</sup> So nannte man die jüdischen Knaben, die 1855 zum Militär eingezogen wurden, um getauft zu werden.

Aber einmal wollte Ahron-Leibele Jossele fangen, als wir aus der Schule kamen und Mittag essen gingen. Jossele merkte es und kletterte mir auf die Schultern. Da gab Ahron-Leibele es schon auf. Ich hatte allerdings einen Stein nach ihm geworfen und seine Schulter getroffen; an dem Schlag hatte er noch lange zu tragen.

Darauf nahm ich Jossele an der Hand, führte ihn zu uns nach Hause und bat die Mutter, ihn bei uns zu behalten und ihm zu essen zu geben, und bis die Aushebung vorüber wäre, sollte er bei uns schlafen. Wir Jungen mochten Jossele alle sehr gern, er war klug und weich, überdies ein sehr schönes Kind, so recht Milch und Blut.

Die Stadtväter gaben aber weiterhin den Fängern auf, eben Jossele zu fangen. Und einen andern an seiner Stelle zu nehmen, hatten die Fänger kein Recht. So lauerten sie immer Jossele auf. Einer stahl sich in einen kleinen Stall gegenüber und wartete Tag und Nacht, vielleicht käme Jossele aus Mosche Ahron-Leisers Haus, dann würde er ihn fangen.

Drei Wochen blieb Jossele bei uns im Haus versteckt, aber leider bangte er sich nach seiner Mutter und stahl sich hinaus. Niemand von uns bemerkte es, rasch wollte er zu seiner Mutter laufen. Da fing ihn Moschke. Nun half nichts mehr. Begreiflicherweise weinte die Mutter bitterlich. Man stelle sich vor: ein kleines Kind geht fort unter Soldaten, große Nichtjuden, bis zum zwanzigsten Jahr wird es irgendwo Schweine hüten und dann noch fünfundzwanzig Jahre dienen!

Ein paar Wochen saß Jossele in dem Häuschen neben dem großen Bethaus, wo ein Fenster mit eisernem Gitter und eine eiserne Tür waren. Da saßen alljährlich die Rekruten, bis man sie nach Brisk zum Isprawnik brachte.

Jossele weinte bitterlich im Häuschen, und seine Mutter stand draußen und wurde vor lauter Weinen fast zerrissen. Dann nahm der Assessor drei Amtsgelhilfen und eine

Fuhre und setzte den kleinen Jungen hinein. Der wollte nicht aus der Kammer, er riss sich kräftig los, da banden sie ihn fest und sparten nicht mit Schlägen. Die Mutter fiel alle Weile in Ohnmacht. Sie beweinte das Kind und klagte, es solle sich, Gott bewahre, nicht taufen lassen, und wenn man es brennte und briete, peitschte und seinen Körper mit Zangen zerrisse; es müsse alles ertragen, bis seine heilige Seele zum Himmel aufstiege.

Das Weinen der Mutter und des Kindes war in der ganzen Stadt zu hören. Die Stadt war verstört. Alle Frauen und schwachen Männer weinten mit, und alle Jungen unserer Schule — den andern Schülern erlaubten es die Lehrer nicht — kamen gleichfalls, als man Jossele aus der Kammer holte und zur Abfahrt in den großen Wagen mit den beiden Pferden brachte.

Seine Mutter fuhr in einem andern Wagen nach Brisk mit und war den ganzen Weg ohnmächtig. Die andern brachten sie wieder zu sich, der Junge hatte keine Kraft mehr zu weinen und lag halbtot im Wagen. überflüssig zu erwähnen, dass er schon seit Tagen nicht mehr versucht hatte zu essen.

Als man ihn nach Brisk brachte, erzählte der Gefängniswärter dem Isprawnik, was er und sein Gehilfe durch das Weinen und die Ohnmachten der Mutter ausgestanden hatten. Darauf ließ der Isprawnik die Mutter von einem Amtsgehilfen nach Kamenez abführen. Als sie heimkam, lag sie zwei Tage und starb.

Der Isprawnik hatte Befehl, niemand wissen zu lassen, wohin er die Kantonisten sandte. Sie wurden ins tiefste Russland geschickt.

Ein getaufter Kantonist erzählte mir, wie man in Saratow sechs Kantonisten — von dreißig — zugleich taufte. Das geschah so: als Hiebe nicht mehr halfen, verfiel der Hauptmann auf einen neuen Trick, sie zur Taufe zu nötigen. Man brachte die dreißig Kantonisten ins Bad und machte ihnen „Dampf“, jedes Mal mehr, das war unmöglich zu er-

tragen. Sechs hielten nicht durch und nahmen die Taufe. Die übrigen blieben bewusstlos. Als man sie wieder zu sich bringen wollte, waren drei gestorben.

Mein Kantonist war sehr böse auf Gott. Nach seiner Meinung konnte es keinen Gott geben, soviel Qual und Pein hätte er kaum mit ansehen können. Und wenn es einen Gott gäbe, so könnte es nur ein Gott des Übels sein... Wie gesagt, zog man achtjährige Jungen nur im Jahre 5615 (1855) ein. Bald sah man ein, dass es einerseits unpraktisch und dass es andererseits schwer war, einen jüdischen Knaben zu taufen, und wäre es selbst ein achtjähriger. So gab man es auf.

Jossele war verschollen, wie ins Wasser gefallen. Aber nach einem Jahr, um Chanukka, kam ein Regiment Soldaten nach Kamenez, das ein paar Monate hier in Garnison stehen sollte, wie es immer üblich war; alle zwei, drei Monate kam eine andere Truppe, blieb ein paar Monate und zog weiter, und an ihrer Stelle kam eine neue Truppe. Wie erstaunt waren wir, als wir erfuhren, dass das Regiment Jossele, das Waisenkind, mit sich führte. Sofort bat Arje-Leib den Offizier um Erlaubnis, Jossele zu uns zu bringen. Einige Soldaten kamen mit Jossele in Großvaters Haus. Jossele war barfuß, in einem großen, groben, unjüdischen Hemd, das bis an die Sohlen ging, ohne Hosen, darüber ein Pelzchen. Das Gesicht geschwollen, blass, wie ein Toter. Als wir ihn sahen, entstand ein Weinen, und mehr als alle weinte ich, denn ich hatte ihn lieb, und er war mein Freund gewesen.

Ich ging auf ihn zu und sagte: „Jossele, Jossele...“

Aber Jossele hin, Jossele her, er antwortete nicht, er war ein Idiot geworden, und wie ich auch redete, bat und weinte: „Jossele! Jossele! Jossele!“, er hörte nicht. Als man ihm Tee und Semmeln gab, wollte er nicht essen und nicht trinken. Und es war nicht mit ihm zu reden.

Man kann sich vorstellen, was das für ein Klagen in der

ganzen Stadt wurde. Da der Offizier befohlen hatte, dass nur wenige kommen sollten, konnten die meisten ihn nicht sehen. Und ich blieb zerbrochen und weinte ihm noch Wochen und Monate nach.

Man fragte den Offizier, woher das Kantonistchen käme, und er erzählte, als alle Kantonisten nach Innerrussland verschickt wurden, wäre Jossele, weil er nicht essen wollte und nur weinte, krank geworden und hätte im Festungslazarett gelegen. Er lag lange und wurde vom Hungern und Weinen blöde.

Man muss aber annehmen, dass mehr als alles die Angst vor den Fängern auf ihn wirkte. Eine Kleinigkeit: ein Kind von acht Jahren musste schon fühlen, dass es sich zu hüten habe, damit man es nicht fange, wie eine Katze eine Maus fängt! Das ist noch mehr als schrecklich. Wofür man ihn fangen wollte, wusste er nicht. Er fühlte nur, dass man eben ihn fangen, fangen, fangen würde.

Als er blöde wurde, konnte er schon essen und auf seinen Füßen gehen. Da schrieb man ihn gesund und übergab ihn den Soldaten. Sie schleppten ihn mit, aber der Kapitän schickte ihn zurück in die Festung. Warum sollte er einen Idioten mitschleppen. Die Soldaten würden den „Judenlummel“ noch totmachen.

## MAN WEINT VOR DER GROSSMUTTER

Im Jahr darauf, 5616, wurde das Gesetz schon aufgehoben. Dafür kam aber eine neue Sorge für die Juden auf: es wurde eine Verordnung erlassen, der zu Folge eine Gemeinde als Soldaten auch Juden einer anderen Stadt stellen durfte. Da ging bei den Juden das richtige Jagen los. Man spielte Fangen. Und das Spiel war ein großartiges Blutspiel. Aus fernen Städten kamen Fänger und fingen Rekruten, die bereits einige Kinder hatten.

Diese Szenen gehörten zu den schauderhaftesten, die sich bei Juden abspielten. Die Fänger kamen in aller Heimlichkeit in die Stadt, niemand sollte etwas merken. Sie meldeten sich bei der Polizei mit einem Schreiben ihres Isborschtschik und ihres Assessors. In dem Schreiben wurden sie als Fänger ausgewiesen. Die Polizei gab ihnen Amtsgehilfen und Soldaten mit, soviel sie forderten, und gewöhnlich gingen sie nachts auf Fang aus, indem sie an die Türen klopfen.

Und wurde etwa ein Tor nicht sofort geöffnet, so hatten sie Instrumente bei sich, um Türen und Schlösser aufzubrechen, waren bald im Hause und schleppten mit großer Grausamkeit den jungen Mann einfach hinaus und davon. Wenn man in einem Haus die Polizei an die Tür klopfen hörte, durchfuhr die ganze Familie ein Todesschreck. Manchmal setzte man sich gegen die Fänger und die Polizei kräftig zur Wehr. Dann griff man nach Hacken, Messern, Eisen und Hämmern, oder man hatte sie schon vorher bereitgelegt. Und sobald sie hineinkamen, fielen alle Hausbewohner über die Fänger her und schlugen sie.

Aber die Fänger schwiegen auch nicht. Sie hatten Brecheisen und Eisenstöcke bei sich, und im Haus kam es zu einem wahren Krieg. Blut floss in Strömen, man schlug sich bis ans Ende der Kräfte, und auf wessen Seite mehr Kraft war, der siegte. Selbstverständlich siegten meist die Fänger.

Waren sie auf einen jungen Mann bereits versessen, so half nichts mehr, und mochte es auch viele Opfer kosten. Die Fänger setzten ihr Leben ein und entweder nahmen sie einen oder sie kamen nur als Krüppel davon.

Die Mütter der Rekruten starben meist vor lauter Gram, die Väter blieben Krüppel, die Frauen Krüppel infolge des Hauskampfes. Das Weinen und die Zerrissenheit in der Familie schrie zum Himmel. Und danach hatte man noch die Kriminalverfahren auf sich wegen Widerstands gegen die Polizei und Totschlags, wegen Schlagens mit Eisen usw.

Da saß man in den Gefängnissen und wurde verurteilt. Man wurde arm, und aus einer großen, zumal einer reichen Familie wurde ein Haufen Schutt.

Trotz allem war es kein Wunder, wenn eine Familie ihr Leben, ihr Hab und Gut einsetzte, nur um ein Kind vom Militär zu retten. Damals waren jedermann die Not und die Grausamkeit wohlbekannt, die ein Soldat, zumal ein jüdischer, in seinen fünfundzwanzig Dienstjahren aushalten musste. Ich erinnere mich, wie bei uns ein halbes Regiment Soldaten stand, ich konnte mit ansehen, wie es beim Dienst für Nikolaj zuging.

Die Soldaten wurden auf dem Markt gemustert, und hantierte etwa einer nicht so gut mit dem Gewehr oder stand er nicht recht, so fing der Unteroffizier an, ihn an den Ohren oder an der Nase zu ziehen und erbarmungslos zu schlagen, so dass man meinte, das Ohr oder die Nase müssten dem Unteroffizier in der Hand bleiben. Oder er schlug ihn aufs Grausamste mit dem eisernen Ladestock, so dass der Soldat auf alle Viere niederbrach und ganz blau wurde.

Gepeitscht wurde für den geringsten Fehler brutal vor aller Augen, die Ruten wurden im Walde täglich frisch geschnitten und in die Stadt gebracht; jeder Hieb mit einer solchen Rute riss Stücke aus dem Fleisch.

In Moschkes Gasthaus, entsinne ich mich, wohnte ein Offizier, ein brutaler Totschläger. Das Haus war schön, dazu gehörte ein großer Hof, wo eine Menge Fuhren anfahren konnte. Das alles war Moschke für die Offiziere abgemietet worden. So wurden auf Moschkes Hof die Soldaten ausgepeitscht. Ich erinnere mich deutlich der Ruten, und täglich hörte man das Knallen der Hiebe. Einmal war es ein Soldat, ein andermal drei zugleich. Und wenn wir Jungen uns nach dem Auspeitschen auf den Hof stahlen, fanden wir die Erde mit Blut befleckt.

Einmal hatte der Offizier drei Soldaten zu Tode peitschen lassen. Er ließ jedem fünfhundert Hiebe geben, und bei

achtig, neunzig Schlägen waren sie tot. Der Offizier stand dabei und schrie:

„Pokreptsche! Stärker!“

Wenn er, der Offizier, einmal fünfhundert ausgesprochen hatte, so mussten es fünfhundert sein. Zwei Mann schlugen, und einer zählte die Hiebe.

Das Soldatenbrot war grob, schwarz, ohne Salz, ohne Geschmack, man konnte es nicht in den Mund nehmen. Die Offiziere lebten einen guten Tag, stahlen alles den Soldaten, die kein Fleisch bekamen, und wenn sie schon einmal welches aßen, so war das faules Knochenzeug. Die Offiziere verkauften alles.

Den Militärlieferanten gaben sie Quittungen, dass sie soundso viel Mehl und soundso viel Fleisch von ihnen genommen hätten, aber tatsächlich nahmen sie kein Drittel der quittierten Esswaren. Die Soldaten waren ständig sterbenshungrig.

Und meist darum wurden sie Diebe, da halfen keine Schläge, sie waren hungrig und vom wenigen und schlechten Essen, von den Schlägen und Peitschenhieben toll. Wenn man das finstere, bittere Leben der Soldaten unter Nikolaj mit ansah und dazu die Länge der schweren Dienstjahre bedachte, so war es kein Wunder mehr, dass ganze Familien ihr Seelenheil dreingaben, um nur ein Kind nicht fast auf ewig in so grausame Hände fallen zu lassen.

Auch diese Art „Jagd“ durch fremde Fänger dauerte nicht länger als zwei Jahre, bis man erkannte, dass es nichts taue, und es aufgab. Fortan brauchte jede Stadt nur ihrer eigenen und keiner fremden Seelenzahl gemäß Soldaten zu stellen.

Aber da viele Menschen selbst nicht in ihrer Gemeinde, sondern in anderen wohnten, so schickte man von jeder Stadt aus, anderwärts „Seelen“ zu fangen. Da war natürlich Schwindelei im Spiel. Denn einige Städte gaben Namen an, die bei ihnen gar nicht eingeschrieben waren, die überhaupt nirgends verzeichnet waren; so fing man jene als die

eingeschriebenen und gab sie zu Soldaten. Ferner stellte jede Stadt eine Menge Namen auf die Liste, und auch hierbei gab es Schwindel, wobei es ganz einfach zuring. Jeder Jude hatte früher meist zwei, drei Namen. Wenn nun zum Beispiel einer Jakob-Jossel-Leib hieß, gab man nun einem einen Pass auf den Namen Jakob Minz, dem zweiten: Jossel Minz, dem dritten: Leib Minz, und für einen vierten erfand man glattweg einen Namen. So ging es in Russland bis 1874 in der jüdischen Welt zu.

Und wenn man so einen, der nicht fortgefahren war, zu Soldaten stellte, musste man ihn auch fangen. Selbst brauchte er sich nicht zu stellen, nur wenn man ihn packte, war nichts mehr zu machen. Da ist es schon zu begreifen, dass arge Gewalttaten und Schlägereien zwischen den Familien der Rekruten und den Fängern vorkamen. Es ist kaum vorstellbar, was für steinerne Herzen die Fänger haben mussten. Sie waren viel abstoßender als ein Henker von heute. Man musste einander ständig schlagen und morden, und das Jammern der Väter und Mütter, der Brüder, Schwestern und der ganzen Familie, all diese herzzerreißenden Szenen rührten sie nicht um ein Haar.

Der Fänger Ahron-Leibele war so etwas wie eine Bestie in Menschengestalt. Auf seinem Gesicht stand — Mord. Alle hassten ihn schrecklich. Mit ihm ängstigte man Kinder, und er diente jedermann als ein hässliches Beispiel. Wer einen mit dem schmutzigsten Schimpf beschimpfen wollte, der sagte:

„Du bist doch Ahron-Leibele!“

Das war eine Beleidigung, die man schwerlich in Kauf nehmen konnte.

Ich erzählte schon, wie ich als Junge mit den Fängern „kämpfte“, von selbst „kämpfte“, aus Ekel, aus Nicht-zu-sehen-Können. Hier noch eine Geschichte:

Einmal, entsinne ich mich, stand ich mit noch ein paar Jungen neben dem Haus des Maggid. Da lief seltsam hastig David, der Tischler, vorüber. Ich begriff sogleich, dass

Ahron-Leibele ihn jagte, und ihn gewiss als Rekruten fangen wollte. So war es wirklich. Gleich hinter ihm lief holterdipolter Ahron-Leibele. Instinktiv, aus eigenem Antrieb, lief ich dazwischen und stellte Ahron-Leibele ein Bein. Er fiel und schlug sich die Nase blutig wie ein Schwein. Die andern Jungen waren währenddem auseinandergerannt, und ich stand und schrie:

„Ahron-Leibele, wann wird endlich dein böses Ende kommen!“

Er stand auf und wischte sich mit seinem großen, schmutzigen Schnupftuch das unreine Blut weg. Und er wagte mir kein Wort zu sagen. Er erzählte nur meinem Vater davon, und der Vater gab mir eine Ohrfeige und sagte: „Er ist wirklich Ahron-Leibele, aber du darfst ihm kein Bein stellen, damit er fällt.“

Der Großvater entwöhnte sich allmählich vollständig von den Stadtsachen, und nur wenn mit dem Isprawnik verhandelt werden musste, baten die Stadtväter ihn, zu schreiben, und der Isprawnik tat alles, worum der Großvater ihn bat. Während der Rekrutenzeit kam die Familie des Unglücklichen ständig zur Großmutter Beile-Rasche bitten und weinen, sie möchte beim Großvater die Befreiung des Rekruten durchsetzen. Sie gingen nicht zum Isborschtschik und zu keinem der Stadtväter weinen, nur zur Großmutter. Denn sie wussten zwar, dass Ahron-Leiser mit der Aushebung nichts zu schaffen hatte, und dass er nicht einmal wusste, wen man zu Soldaten zu nehmen geheißen hatte, aber wenn er nur sagte, diesen Rekruten, den man schon genommen hatte, müsste man befreien, dann würde der Rekrut sofort ohne Einwand und Widerrede befreit werden; und ein anderer würde an seine Stelle kommen. Dergleichen war schon mehrfach vorgekommen, darum weinte man ständig vor der Großmutter, und sie hatte einfach keine Kraft mehr zu leben.

## FEIERTAGE EINST BEI UNS

Der Großvater wollte seine Söhne bei den Gutsherren unterbringen. Es glückte ihm nicht. Mein Vater wollte von den Gutsbesitzern nichts wissen; er hasste die Scharlatane und mochte ihren Beruf nicht. Er beschäftigte sich mit der Schankpacht. Sein Bruder Jossel wieder taugte auch dazu nicht. Er konnte keine Komplimente machen, noch wie ein Hund vor den Herren schweifwedeln, und er hielt sich auch nicht in der Pacht.

Der Großvater aber wollte einem seiner Kinder seine Geschäfte mit den Gutsherren übergeben und es mit ihnen bekannt machen. Da wählte er von seinen beiden Schwiegersöhnen den älteren, Berl-Bendet, der während der „Panik“<sup>1</sup> mit elf Jahren geheiratet hatte, das war ein ganzer Kerl von einem Jungen. Damals war er noch ein eitler Fant, putzte und schmückte sich und hatte eine glatte Zunge. Der Großvater begann, ihn zu den Gutsherren mitzunehmen, und Berl-Bendet gefiel ihnen.

Einmal war der Großvater mit ihm auf dem Gut Tschechtschowe, beim Gutsbesitzer Sichowski. Dem gefiel Berl-Bendet so gut, dass er ihm vorschlug, Kommissar über sein Gut zu werden. Bisher hatte ein Christ die Stelle, ein Säufer, der den Gutsherrn übervorteilt hatte. Sichowski war ein kluger Mann, und es schien ihm besser, die Stelle einem Juden zu geben, ein Jude wäre immer nüchtern, und Berl-Bendet erschien ihm als der geeignete Mann.

Der Großvater hatte ihm Berl-Bendet natürlich angepriesen, aber trotzdem sagte er dem Gutsherrn, dass sein Schwiegersohn für solch einen Posten noch zu jung wäre.

<sup>1</sup> 1842 erließ der Zar einen Ukas, demzufolge niemand vor dem zwanzigsten Lebensjahr heiraten durfte, damit keine Familienväter mehr zu den Soldaten eingezogen werden sollten. Darauf entstand eine Panik unter den russischen Juden, sie verheirateten in aller Eile und Heimlichkeit vielfach ihre Kinder, selbst solche von acht Jahren an, um dem jüdischen Gebot zu genügen.

Sichowski war anderer Meinung. Er, der Schwiegersohn, wäre wohl jung, aber geeignet und würde sich gewiss bewähren.

„Und“, sagte der Gutsherr, „wenn du willst, bleib du mit dem Schwiegersohn kurze Zeit bei mir, du kannst ihm ja die erste Zeit auf die Finger sehen, obwohl das eigentlich überflüssig ist. Er soll jetzt schon hierbleiben. Und ich schicke einen Wagen und lasse seine Frau, die Kinder und die Sachen holen. Ich gebe ihm das Haus, in dem der alte Kommissar wohnte, mit drei Kühen, drei Dienstboten und einem Lakai. Und der Wagen des Kommissars mit vier Pferden ist auch für ihn.“

Damals war es für einen besseren Juden eine Schande, im Dorf zu wohnen...

Der Großvater kam nach Hause und besprach die Sache mit Beile-Rasche, seiner Frau. Ihr gefiel der Posten, außerdem war sie sicher, dass Berl-Bendet ein guter Hausherr sein und Sichowski gewiss zusagen würde. Und ihre Tochter würde gut versorgt sein wie eine Gutsherrin. Ferner wäre es keine Schande, ein Dorfmensch zu sein, da gäbe es nichts, sich zu schämen. Es wäre schöner und besser, als eine Schankpacht zu halten, sich ständig mit der Stadt herumzuzürgern oder mit den Schankwirten, Säufern und allerlei Auswurf zu tun zu haben. Das alles fand die Großmutter, und es wurde beschlossen, den Posten anzunehmen. ....

Zu Rosch haschana und zu Jom Kippur pflegte Berl-Bendet wie alle Dorfjuden nach Kamenez zu kommen und kehrte beim Großvater ein. Drei Zimmer waren vorbereitet, und er brachte einen ganzen Wagen voll Koch- und Tischgeschirr mit. So verbrachten alle zusammen die Tage von Rosch haschana und Jom Kippur.

Großvaters Familie bestand aus fünf Töchtern, von denen drei verheiratet waren und Kinder hatten, und drei Söhnen, von denen zwei Frau und Kinder hatten, und es war fröhlich.

Kamen wir am Rosch haschana vom Beten, so musste auch Berl-Bendet, der es liebte, mit seiner Familie allein zu speisen, beim Kiddusch dabei sein, und auf dem Tisch standen verschiedene Torten mit Füllung, Eiergebäck, Mandelbrote und Zuckergebäck, das die Großmutter allein zu backen pflegte und das wegen seines Geschmacks in der Stadt einen Namen hatte, und die Stube war voller Menschen, alle von der eigenen Familie.

In der Dämmerung am Tag vor Rosch haschana um drei Uhr versammelten sich in Großvaters Stube alle Kinder und Enkel, selbst die sieben- und achtjährigen, und auch die Familie von Großvaters Bruder. Da wurden Tee und Lebkuchen, Eingemachtes und süße Schnäpse gereicht, alle aßen und tranken, und dann gingen alle in die Bethäuser am Schulhof, die Bußgebete sprechen. Zuerst gingen die Männer mit den Jungen, dann die Frauen, Töchter, Schwiegertöchter und Enkel. Ich erinnere mich noch, wie ich einmal die Personen unserer Familie zählte, die zu den Bußgebeten gingen: Nicht eins, nicht zwei, nicht drei, bis nicht vierzig...

Es war so fröhlich, dies Gehen zum Beten, es sah aus, wie wenn Soldaten kommen. Man sagte in der Stadt, das „Regiment des Zaren“ kommt schon. Denn man wagte die Gebete am Schulhof und in den Bethäusern nicht anzufangen, bevor das „Zarenregiment“ erschien. Auf dem Schulhof teilte die Familie sich, je nachdem die einen in diesem, die anderen in jenem Bethaus beteten.

Der Großvater betete an den Rüsttagen von Rosch haschana und Jom Kippur im alten großen Bethaus. Sein Platz war neben dem Rabbiner im Osten, er hatte eine zweite Betstätte im Winkel weiter vorn nach Osten und eine dritte an der Südseite am ersten Fenster.

Am Rosch haschana und am Jom Kippur betete der Großvater in der großen Schul. Da hatte er drei Betstätten an der Ostwand: für sich, für seinen Bruder Mordechai-Leib und dessen einzigen Sohn.

Berl-Bendet betete im neuen Bethaus. Da hatte der Großvater auch zwei Plätze, einen an der Ost- und einen an der Südwand, auch einer ansehnlichen Stelle. Nur mein Vater fehlte, er war Rosch haschana beim (chassidischen) Rebbe. In der Nacht zum Rüsttag des Jom Kippur ging von der Familie niemand schlafen. Die ganze Familie versammelte sich beim Großvater zum Kapparaschlagen;<sup>1</sup> die Großmutter hatte einige Dutzend Hähne und Hühner gekauft. Sogar fremde, vornehme Hausväter schickten diesen Abend ihre Kapparahühner zum Großvater, weil der Schächter, der diese Nacht in alle vornehmen Häuser die Hühner schlachten ging, zuerst zum Großvater kam; da war schon ein großer Stall bereit. Und viele Hausväter schickten ihre Hühner zum Großvater, natürlich mit seinem Einverständnis.

An diesem Abend stand ein Tisch mit süßen Schnäpsen, Lebkuchen und Eingemachtem bereit und man begann, Kappara zu schlagen. Einige beteten für sich, andere mit den kleinen Kindern.

Dann trank man mit dem Schächter zum Wohl und aß, und der Schächter ging die Kapparahühner schlachten. Das Kapparaschlagen dauerte ein paar Stunden, um vier Uhr gingen alle die Bußgebete<sup>2</sup> sprechen, und die Mädchen und die Kinder gingen schlafen.

<sup>1</sup> Jeder Hausvater lässt am Rüsttag des Sühnfestes (Jom Kippur) im Morgenrauen ein Huhn gewissermaßen als Ablösung (Kappara) für Leiden, die man selbst erdulden müsste, schlachten, und zwar für männliche Personen einen Hahn, für weibliche eine Henne. Man nimmt das zum Schlachten bestimmte Huhn in die rechte Hand, liest die Verse aus den Psalmen und dem Buch Hiob, hierauf schwingt man das Huhn um sein Haupt und spricht dreimal: Dies ist meine Ablösung, Stellvertretung und Sühne; dieses Huhn ziehe hinaus in den Tod, ich aber möge eintreten in ein gutes, langes Leben und in den Frieden.

<sup>2</sup> Zu den Bußgebeten, die vor Rosch haschana sowie zwischen Rosch haschana und Jom Kippur gesprochen werden, versammelt man sich vor Morgenrauen.

Da ich ihn sehr darum bat, nahm mich der Großvater von meinem siebenten Jahr an zu den Bußgebeten mit. Seinen eigenen Jungen Jifsroel, der mit mir im gleichen Alter war, nahm er nicht mit. Jifsroel wollte niemals zu den Bußgebeten mitgehen, mir war es sehr wichtig.

Und wenn der Großvater am Rosch haschana-Vortag mit mir die großen Bußgebete sprach, weinte er schrecklich. Auch ich weinte mit ihm. Aus mir flossen die Tränen in Strömen, und der Großvater war zufrieden, dass sein Enkel weinte. Vielleicht wird Gott um meines Verdienstes willen uns allen helfen.

Aber der Großvater weinte sich bei den Bußgebeten gewöhnlich so aus, dass ihm die Knie zitterten. Wenn ich Großvaters Knie zittern fühlte, dann drängte ich meine Knie noch absichtlich an seine, um in mir auch so ein Zittern zu erwecken. Das wirkte schrecklich auf mich, erinnere ich mich, und mein Weinen erreichte die höchste Stufe. Das gefiel dem Großvater offenbar besonders, und fortan nahm er mich schon jedes Jahr zu den Bußgebeten mit, selbst wenn ich nicht darum bat.

Der Großvater war ein großer Weiner, diese Eigenschaft muss ich von ihm geerbt haben, und selbst heute noch, wenn ich einen weinen höre, gleichgültig weswegen, und wäre es eine Kleinigkeit, treten mir sofort Tränen in die Augen.

Am Jom Kippur-Vortag, um zwölf Uhr, ging der Großvater mit der ganzen Familie zum Nachmittagsgebet. Da verteilte er fünfzig Rubel, sein Bruder dreißig, die andern je fünfzehn, zwanzig Rubel, die Frauen besonders, und so wurde von unserer Familie viel für Wohltätigkeit ausgegeben.

In der Schul war Heu ausgebreitet und neben der Tür lag ein kleiner Berg Heu, auf den sich die vornehmen Hausherrn legten, und der erste Schammes stand in einem Kittel da, hielt einen großen Prügel in der Hand, und zählte jedem vierzig Schläge auf. Er zählte hebräisch: achas.

schtajim, bis arboim. Der Jude lag ausgezogen, mit einem Obergewand bedeckt, und der Schammes schlug, einen Hieb unten, einen Hieb oben auf die Schulter, und die Geschlagenen schlugen sich währenddem zum Sündenbekenntnis an die Brust. Die Armen hatten den Vorzug nicht, geschlagen zu werden, denn man musste den Schammes dafür gut bezahlen, und kam eine Menge Männer, so mussten sie anstehen und warten. Die Vornehmen kamen zuerst dran. Wenn der Großvater in die Schul kam, legte er sich sofort hin, und der Schammes begann zu zählen. Mich aber verdross es sehr, dass der Großvater sich hinlegte und der Schammes schlug.

Um halb zwei Uhr kamen wir heim und aßen die Hühner und die Nudeln. Hatte man in Eile gegessen und das Tischgebet gesprochen, so begann der Großvater auf der einen, die Großmutter auf der anderen Seite der Stube die Kinder zu segnen.

Er rief alle Kinder, jedes beim Namen, der Reihe nach, erst die älteren, die Töchter und die Schwiegertöchter, dann die Töchter der Töchter und die Schwiegertöchter der Schwiegertöchter. Man brachte ihm sogar die winzigen Säuglinge, und wenn sie erst zwei Wochen alt waren, zum Segnen. Er begann das Segnen bei den Männern vom ältesten bis zum zweiwöchigen Jungen, den die Mutter auf einem Kissen hielt, er legte dem Kind die Hände auf und segnete es, und darauf segnete er die Frauen in der gleichen Reihenfolge.

Beim Segnen weinte er ein so bitteres und jammerndes Weinen, dass selbst ein Stein hätte dabei vergehen können. Es versteht sich, dass alle zu weinen anfangen, die Großen und die Kleinen, es entstand ein Durcheinander verschiedener weinender Stimmen, der starken, der dünnen und der quietschenden. Man hätte meinen können, eine Stadt ginge unter.

Mit dem Segen des Großvaters ging man gleich zur Großmutter. Sie vergoss erst reichlich Tränen, aber von ihr hörte

man nie den leisesten Laut. Sie legte einem nur das dürre Händchen auf den Kopf, und ihre Tränen flossen still, still, still... So dauerte die Zeremonie des Segnens über zwei Stunden. Und immer verspätete sich der Großvater, er kam immer erst, wenn die Schul schon mit Menschen vollgepackt war und man auf ihn mit Kol Nidre wartete. Jom Kippur einst, ... mein Gott, was sich da abspielte!

In der Schul, bei Kol Nidre, sah es aus, als wenn eine Menschengemeinde, von einem großen Schrecken durch und durch ergriffen, sich bereitete, in die wahre Welt einzugehen. Alle hatten die weißen Kittel an mit den Silber und Gold behefteten Gürteln, die Gebetmäntel, die Käppchen gleichfalls mit Gold und Silber bestickt. Meines Großvaters Käppchen und Gürtel waren viele Dutzend Rubel wert. Und es gab noch schönere. Und selbst die Armen trugen weiße Käppchen, mit bunter Seide benäht. Und die vielen Lichter, die in allen Hängeleuchtern brannten, die an Stricken überall von der Decke herabhingen, und die Kerzen, die auf den Tischen standen, in Kästen mit Sand gesteckt! Jeder Jude will, dass ein Licht für seine Eltern von Kol Nidre bis zum nächsten Abend nach Neila brennt. Das große Leuchten auf den goldenen, silbernen und seidenen Käppchen, den weißen Kitteln und Gebetmänteln, — und auf allen Gesichtern lag eine Heiligkeit. Da hatte niemand Materielles, Alltägliches, Irdisches im Sinn. Die Gemeinde weint und bittet Gott, er möge alle Sünden vergeben, er möge ein gutes Jahr schenken, ein gesundes Jahr, jeder schüttet mit Tränenströmen sein Herz aus vor dem Schöpfer der Welt.

Und das laute Weinen und Klagen der Frauen geht auf die Männerschul über, es bricht den Männern das Herz, und sie weinen auch wie die Frauen.

Jetzt, da der ganze Jom Kippur abgeschwächt ist und sein Schrecken die Macht über uns verloren hat, kann man sich schwerlich die einstigen Kol Nidre-Nächte in den Schulen und Bethäusern vorstellen.

Die Wände weinten, die Steine der Gassen schluchzten, und die Fische im Wasser zitterten. Und wie erst beteten die Juden, die das ganze Jahr hindurch sich um einen Groschen Erwerb rissen!

Kein Hass, kein Neid, keine Sucht, keine Heuchelei, keine Zuträgererei, keine Verleumdung, kein Essen, kein Trinken. Alle Herzen und Augen waren zum Himmel erhoben, und es gab nichts als Geist, Seelen ohne Körper.

Und vom Vorbeter am Pult strömen Herzensmelodien und ergießen sich in alle Herzen.

Seit meinem zwölften Jahr ging ich mit dem Vater zu Kol Nidre ins Chassidim-Stübel.<sup>1</sup> Da gab es schon ein anderes Kol Nidre, und bei den Chassidim gefiel mir das Beten am Jom Kippur besser als bei den Mitnagdim.

Im Chassidim-Stübel hört man kein Weinen, kein Jammern, kein Aufschluchzen der Weinenden, sondern man betet mit hohem Mut; wer eine gute Stimme hat, betet laut und fröhlich, wer keine hat, still, doch mit Geschmack, und alle singen eine herzhaft Melodie. Vorsingen und Vorsänger gibt es nicht. Der Vorbeter spricht die Worte mit der herzhaften Melodie und alle sprechen ihm nach.

Nach Kol Nidre übernachteten viele Chassidim, alte und junge, im Stübel. Man pflegte sich aufs Heu zu legen, das auf dem Boden ausgebreitet war. Es war etwas Reizvolles, und ich übernachtete nach Kol Nidre sehr gern im Stübel auf Heu. Da lag man und summt die ganze Nacht verschiedene ergreifende Melodien und schlief dabei süß ein. In den Ohren verklang das süße Summen, und der Schlaf war leicht wie Halbtraum. Man erwacht für ein paar Minuten und schläft wieder ein. Und ringsherum singt es, singt es, leise, leise...

Jom Kippur um zehn Uhr morgens stellte man sich wieder mit solchem Geräusch zum Beten wie Soldaten bei einer Parade, und es wurde mit viel Geschmack gebetet. Da

<sup>1</sup> Die Chassidim nennen ihre Betstuben 'Stübel'.

standen alle Chassidim sogleich auf den Füßen, mit einem Aufschrei huben sie an, und sie beteten bis zwölf Uhr.

Dann versteigerte man das Aufrufen zur Tora wie bei den Mitnagdim. Aber auch das geschah mit Geschmack. Die Chassidim, die Sänger und die Älteren, legten sich wieder aufs Heu und summten wieder eine Melodie, aber nicht nur eine, sondern etliche, in diesem Winkel eine, im andern Winkel eine andere, genau nach den Weisen ihres Rebben, die Karliner ihre und die Slonimer ihre Weisen, und ein einziger Chassid, der zum Ljubawitscher Rebbe gehörte, sang dessen Weise. Und alle die Weisen, die herzhaften und die summenden, flossen ineinander und durchströmten alle Glieder.

Und dann begann das Mussafgebet. Da waren viele Chassidim, die keinen Pijut<sup>1</sup> sprechen wollten. Sie hielten mehr vom herzensfrommen Singen als vom Wortebeten und sangen leise dazu.

So sehr gefiel mir der Jom Kippur bei den Chassidim, dass ich auch am Rosch haschana ins Stübel zu gehen pflegte, auch ohne den Vater, der gewöhnlich zum Rebben fuhr. Jom Kippur abends nach dem Abendgebet mussten alle Kinder und Enkel zum Großvater kommen. Wieder Lebkuchen, Schnaps, Eingemachtes, und dann aß man die Kapparahühner. Großvaters Bruder kam mit seiner gesamten Familie, und man freute sich miteinander bis Mitternacht.

Nur mein Vater fehlte, wie gesagt, am Rosch haschana, weil er beim Rebbe war, erst in Kobryn, später in Slonim. Am Jom Kippur-Vortag kam er sich segnen zu lassen, mehr nicht. Am Jom Kippur betete er im Chassidim-Stübel. Dafür gab es am Jom Kippur-Ausgang beim Vater ein noch größeres Fest. Gegen acht Uhr schon versammelten sich die

<sup>1</sup> Pijut, wörtlich Poesie; so werden die meist im Mittelalter entstandenen kunstvollen gottesdienstlichen Dichtungen genannt, von denen im Gemeindegebet des Jom Kippur zahlreiche vorgetragen werden.

Chassidim beim Vater, man trank und sang und tanzte die ganze Nacht.

Ich konnte mich bei zwei Festen freuen, beim Großvater und beim Vater. Wo die Freude größer war, da war ich, und meistens war ich an beiden Stellen.

Am Morgen nach Jom Kippur kam aus Tschechtschowe die Kutsche für Berl-Bendet und seine Frau, kamen die Wagen für die Kinder und die Dienstboten und eine Fuhrer für all ihre Sachen und das Küchengeschirr. Zum Abschied erschien wieder die ganze Familie, und dann wurde es wieder heimelig.

Die Feiertage über mussten überhaupt alle beim Großvater sein. Die Älteren aßen die beiden Hauptmahlzeiten bei sich zu Haus, aber die Kleineren aßen alle beim Großvater. Jeden Feiertag war die große Stube ganz voll von Großen und Kleinen, man aß und trank, und es war so fröhlich, dass der Großvater sich kein Schläfchen am Tage gönnte. Er saß den ganzen Tag am Tisch und freute sich an all seinen Kindern; je lauter und lustiger und ausgelassener die Kinder waren, desto lieber war es ihm. Man hätte, glaube ich, taub werden können bei all der Lautheit, der Ausgelassenheit, dem Gelächter der Großen wie der Kleinen — und er freute sich. Er setzte sich öfters an einen anderen Tisch, bald zu dieser, bald zu jener Gruppe Kinder und guckte zu und freute sich.

Für die Feiertage kaufte die Großmutter ganze Säcke voll von Nüssen, und man gab sie allemal den Kindern zum Spielen. Sie spielten mit den Nüssen, sie knackten mit den Knackern, taten Wein in die Schalen — mit einem Wort, es rauschte.

Beim Vater gab es nur ein chassidisches Fest: an Sukkot bog sich das Haus förmlich ganze Tage und Nächte vor Gesang und Tänzchen. Die Chassidim hatten im Stübel kaum gebetet und zu Hause, wie es eben noch anging, die Mahlzeit genommen, da kamen sie auch zum Vater, und das Tanzen und Singen ging los.

Am Simchat Tora gab es von alters her einen Brauch, dass zwei Kozker Chassidim, Jankel und Schebsel der Schreiber mit einigen Dutzend Jungen durch die Stadt zogen und aus allen Öfen Essen, Zimmes, gebratene Gänse und Backwerk herausholten und zu uns brachten, wo man die Welt auf den Kopf stellte.

Ich muss gestehen, unter den mitlaufenden Jungen, die den Chassidim ein Pogrom auf die Öfen und das Gekochte machen halfen, war auch ich. Ich erinnere mich, wie wir in ein Haus stürmten, uns auf die Öfen warfen und das Essen herausnahmen. Die Hausfrauen ließen es ganz und gar nicht zu, aber wer hörte auf sie? Man nahm, soviel man wollte, und lief weiter. Den „Raub“ trugen die Jungen sofort zu uns.

Einige Wochen vor Chanukka begann ein Kapitel des Kartenspiels, aber das Spielen war nicht wie heutzutage, „in unseren großen Sünden“, da man mörderisch und mit Skandal Karten spielt. Einst, bei uns, kam die ganze Familie zum Großvater, und jeder spielte für ein Kind der Familie. Jeder nahm sich ein anderes Kind, für das er spielte, und was er gewann, gab er dem Kind ab. Manchmal konnte einer bis zu zehn Gulden verspielen, aber das kam selten vor. Man verspielte gewöhnlich dreißig bis fünfund-siebzig Kopeken.

An den Abenden bis Chanukka verbrachte die Familie einige Stunden so, am Chanukka spielte man etwa bis zwölf Uhr nachts, und so allabendlich bis Weihnachten; an diesem Abend hielt man es für eine gute Tat, Karten zu spielen, auch war es Brauch, an diesem Abend nicht zu lernen. Aber nach Weihnachten hörte man auf, Karten zu spielen.

Ich erinnere mich, wie gern ich einen von der Familie gebeten hätte, für mich zu spielen. Mein Vater ließ es aber nicht zu und pflegte in dieser Sache immer einen Handel mit mir abzuschließen.

„Wieviel“, fragte er mich, „kannst du gewinnen, Chazkel?“

Dreißig Kopeken, einen halben Rubel, und vielleicht gar nichts. Da hast du einen halben Rubel und — hab keine Lust zu spielen.“

Er gab mir aber kein Geld. Anstatt dessen kaufte er mir am andern Morgen, was ich mir wünschte, ein Messerchen und dergleichen Dinge, wie sie zu einem achtjährigen Jungen passten.

Der Vater hielt mich immer sorgsam vom Spiel ab und zahlte mir schönes Geld dafür, das heißt, er kaufte mir, was ich wollte. So gewöhnte er mich daran, und bis zum heutigen Tag weiß ich nichts vom Kartenspielen und habe kein Verlangen danach.

Als ich sieben, acht Jahre alt war, wurde ich als großer Rechenkünstler berühmt. Wie war das? Ich konnte im Kopf schnell Aufgaben lösen wie: sechs mal sechs, oder vierzehn mal sieben, achtzehnmal neunundzwanzig und dergleichen; ich rechnete das in der Regel in einer Sekunde aus.

Einmal am Chanukka, erinnere ich mich, prüfte mich die Familie, statt Karten zu spielen, in „Mathematik“. Die gesamte Verwandtschaft setzte sich in Großvaters Zimmer um mich herum, und jeder stellte mir eine Rechenaufgabe. Ich antwortete jedem rasch. Damit spielte ich eine große Rolle, jeder kniff mich in die Wange und reichte mir eine Silbermünze. Man fragte mich, wie viele Sekunden ein Jahr hätte, und in einer halben Stunde hatte ich es errechnet. Als aber der Urgroßvater Reb Jüdel mich fragte, wieviel anderthalb mal anderthalb wären, da ging ich beiseite und konnte und konnte nicht ausfindig machen, wie man das ausrechnet. Ich schämte mich sehr, es war hässlich, dass ich so eine kleine Aufgabe nicht ausrechnen konnte. Da hatte mein Vater Mitleid mit mir und tröstete mich: größere Rechner könnten das auch nicht. Trotzdem zeigte er mir, wie man mit „anderthalb“ rechnet, und ich beruhigte mich.

Purim war es Sitte, dass der Großvater siebzig, achtzig Männer der Kamenezzer Gemeinde zur Mahlzeit lud.

Außerdem fehlte natürlich auch Großvaters Verwandtschaft nicht, die große Familie mit Schwestern, Schwägern und so weiter. Wein wurde aufgetragen, verschiedene Schnäpse und allerhand Speisen. Und es war so fröhlich, dass ein Mensch von heute es sich schwerlich vorstellen könnte.

Unter den Gästen waren auch der Stadtkantor mit den Chorsängern, Purimspieler zeigten ihre „künstlerische Kunst“, Musikanten zymbelten auf ihren Instrumenten, man lauschte, man aß, man trank und erfreute sich die ganze Nacht.

Am Neumond des Nissan begann die Großmutter für die ganze Familie mit den Pessachvorbereitungen. Schmalz hatte sie schon im Winter bereitet. Sie stopfte Gänse und briet den ganzen Winter für alle Schmalz aus. Kurz nach Purim machte sie Met und Wein für das „Zarenregiment“. Ihr Met, wie alles, was aus ihren Händen kam, war berühmt. Acht Tage vor Pessach buk die Großmutter für die ganze Familie Mazzot. Sie war den ganzen Tag von der Morgendämmerung bis zum Abend beim Mazzotbäcker und nahm Arbeiterinnen zu Hilfe. Dreißig und mehr Leute arbeiteten, und niemand von der Familie, weder die Söhne noch die Schwiegersöhne, brauchten sich um all die Dinge zu kümmern, die für Pessach nötig waren, die Großmutter schickte jedem von allem ins Haus.

Vor dem Mazzotbacken scheuerte man die Fußböden des großen Esszimmers und zweier anderer großer Zimmer rein und breitete Streu aus, die bis zum Tag vor Pessach da lag. Chamez aß man in anderen Räumen. Und hier auf der Streu im großen Zimmer tollten alle Kinder herum. Drei Tage vor Pessach wurden die Jungen losgelassen. Ach, was wir da, auf der Streu, anstellten! Das ganze Jahr tollte es sich nirgends so gut herum wie auf der Streu.

Das ganze Pessachfest hindurch war die Familie samt und sonders beim Großvater, alle Kinder, klein und groß, und man aß immerzu süße „Latkes“ und Nüsse und trank Met.

Und die ganze Familie war eins mit dem andern verbunden, geschlossen und vereint, nicht wie heutzutage. Alle waren wie ein Mensch mit Einer Seele. Wurde einer krank, so kamen alle von der Verwandtschaft gelaufen und blieben Tag und Nacht bei dem Patienten. Drei, vier Menschen saßen um den Kranken, die andern schliefen in den nächsten Zimmern auf dem Fußboden. Und brauchte man etwas für den Kranken, so liefen gleich zehn Menschen es holen. Wenn einer lebensgefährlich erkrankte, so weinten alle, und starb einer, ein Kind oder ein Erwachsener, so erhob die ganze Familie ein Wehklagen bis zum Himmel. Saß man Schiw'a,<sup>1</sup> so war das Haus immer voll von Angehörigen. Mit Absicht schlief man bei den Trauernden, man legte sich ins Heu auf den Fußboden und tat das alles, um die Leidtragenden nicht schwermütig werden zu lassen.

Und, umgekehrt, wenn es eine Freude gab, eine Beschneidungsfeier oder wenn ein Mädchen geboren war, eine Verlobung, von Hochzeiten ganz zu schweigen, oder wenn man eine Braut oder einen Bräutigam erwartete, dann war die Freude so groß, dass man sich dergleichen schwerlich vorstellen kann. Alle waren beieinander, und alle waren wie verrückt vor Freude.

Der Großvater hatte ein großes Zimmer im Oberstock, eine Art Saal, der ihm zur Aufnahme besonders zu ehrender Gäste, wie der Gutsherren, Schwägerter oder sonst feiner Juden diente. Dieses Zimmer war immer gut möbliert und schön ausgestattet, und die jungen Leute der Familie lernten da tanzen.

Wenn ein Verwandter heiratete, musste man schon drei Monate vorher tanzen lernen. Ich entsinne mich, dass ich

<sup>1</sup> Die ersten sieben (hebr. *schiw'a*) Tage nach dem Tod eines Familienmitglieds bringen Eltern, Geschwister und Kinder des Verstorbenen im Trauerhause auf niedrigen Schemeln oder auf dem Boden unbeschuht sitzend zu. Man spricht dann von 'Schiw'a sitzen'.

als Junge gar nicht schlecht tanzte. Ein Fest kam bei uns öfters vor, hier war eine Beschneidung, da war ein Mädchen zur Welt gekommen, und jeder empfand das so, als hätte das Glück ihn selbst betroffen.

Und der Großvater liebte es, wie gesagt, wenn alle Kinder die Stube auf den Kopf stellten, das war sein Vergnügen. War er einmal am Sabbat oder Feiertag müde und wollte sich hinlegen, so ging er nicht in sein Schlafzimmer im Oberstock, wo sein Bett stand und wo er Ruhe hatte, sondern er legte sich in das nächste Zimmer, bei den Kindern hin, neben der großen Stube, die voller Kinder und Erwachsener war, und ließ noch absichtlich die Tür offen, um das Geschrei und das Gelächter und das Herumtollen aller mitanzuhören.

Allerdings war an der großen Liebe des Großvaters zur Familie wie an allem die Großmutter mitschuld. Sie, die kluge, liebe und herzliche Frau, wollte verhüten, dass unsere große Familie zerfiele, und ihre Sorge ging dahin, dass alle einander treu blieben und der Großvater als ein glühender Vater über allem stehen sollte.

Und wirklich ging nach dem Tode der Großmutter eben diese Treue, diese Wärme des Familienlebens teilweise verloren, und das „Zarenregiment“ war in vielen Dingen gar nicht mehr wiederzuerkennen.

Wenn der Großvater einen Sohn oder eine Tochter verheiratete, ließ er meinen Vater Mosche und seines Bruders Einzigen Arje-Leib einen Zettel aufstellen und danach, wie dem Bräutigam oder der Braut, so auch für die ganze Familie Kleider machen. Dann kamen wieder alle Kinder und Enkel, Klein und Groß, zusammen, und jeder sagte, was für ein Kleid er haben wollte.

Das Geschrei eines jeden Kindes: „Großvater, ich will das!“ und die Rufe der Erwachsenen: „Ich will so einen Anzug!“ und die Stimmen der Frauen und Mädchen: „Mir solch ein Kleid!“ durchtönten die Stube. Da stand Ein Schrei in der Luft:

„Großvater, Großvater, Großvater!“

So kam man aber nicht voran, und man musste darum die Namen aller Mannspersonen bis hinunter zum kleinsten Jungen von zwei Jahren und danach alle Frauenzimmer von der ältesten Frau bis zum kleinsten Mädchlein auf einen Zettel schreiben, und nach diesem Zettel wie beim Appell wurde jeder besonders aufgerufen und gefragt: „Welche Kleider willst du?“

Gewöhnlich bat jeder um mehr, als man geben konnte, und man erklärte:

„So viel nicht. Später wirst du mehr gemacht bekommen.“

„Jetzt!“

Und es ging drunter und drüber. Manche verständigeren Kinder liefen schon vorher mit ihren Bitten zum Einzigen, der bei seinem Onkel Ahron-Leiser viel zu sagen hatte und oft sogar gegen den Willen des Onkels tat, was er wollte; der konnte uns, versteht sich, auch hierin einen Gefallen tun.

Mein Vater fuhr mit Arje-Leib nach Brisk den Stoff kaufen, die Summe betrug oft sechs-, siebenhundert Rubel außer allem, was man in Kamenez kaufte.

Man muss wissen, dass die Ware damals ein klein wenig billiger war als heute, so kosteten die besten Wollstoffe dreißig, vierzig Kopeken die Elle, der beste Sammet drei Rubel die Elle, die besten Seiden einen bis anderthalb Rubel.

Der Großonkel Mordechai-Leib verlangte, dass die Sachen für die Familie zur Hälfte von ihm und zur Hälfte von Ahron-Leiser, seinem Bruder, bezahlt wurden, und so blieb es ständig. Und wenn der Großvater ein Kind verheiratete, so gaben sie auch abwechselnd die Mahlzeiten der sieben hochzeitlichen Festtage, einen Tag der Großvater, einen der Großonkel.

## WIE DIE GROSSMUTTER STARB

Eines Nachts klopfte man an unsere Fensterläden: „Mosche! Mosche! Steh auf, die Mutter stirbt!“ Ein Weinen fing an, und wir alle begannen, zu Tode erschrocken, uns hastig anzuziehen. Aber die Hände zitterten, sie wurden gelähmt. Mein Vater, meine Mutter, ich, meine Frau und alle Brüder und Schwestern, wir alle taten, wie es eben ging, die Sachen an und weinten laut. Nur mein Vater weinte nicht. Blass ist er, und seine Augen blinken vor Feuchtigkeit. Schneller laufen wir zur teuren Großmutter. Vor lauter Eile stürzt man auf den Stufen zum Erker hin, man rafft sich auf und läuft weiter in die Stube. Aber wir fanden die Großmutter schon tot. Plötzlich hatte ein Blutsturz sie getroffen. Das ganze Blut stürzte ihr mit einem Male aus dem Hals, und eine Viertelstunde später war sie nicht mehr.

In der Stube fanden wir alle Kinder und Enkel, die kleinen und die großen, des Großvaters Geschwister und ihre Familien. Alle waren schon da, und das Klagen und Weinen erfüllte fast die ganze Stadt. Fremde Frauen kamen und des Weinens wurde immer mehr; gerade, als wenn eine ganze Stadt von einem Feinde hingeschlachtet würde.

Der Großvater wird immer wieder ohnmächtig, und noch schlimmer wird das Schreien und Weinen, alle laufen hinzu, den Großvater aufzumuntern. Joschko den Heilkundigen und die beiden andern Heilgehilfen lässt man nicht mehr aus dem Zimmer. Sie müssen auf den Großvater achten, wenn er wieder in Ohnmacht fällt. Die Großmutter liegt auf der Erde, und der Großvater fällt auch auf die Erde. Er legt sich breit hin, der Großmutter entgegen, drängt seinen Kopf an ihren Kopf und überschüttet sie mit seinen Tränenströmen. Er war immer ein Weiner, aber jetzt hat sich ein ganzer Quell aufgetan, aus dem es strömt und nicht aufhören will zu strömen. Sein Auf-

schluchzen reizt die ganze Familie noch mehr. Das Jammern und Weinen wird von Minute zu Minute stärker, und jetzt schläft schon die ganze Stadt nicht mehr, alle beklagen die Wohltäterin, die Weise, die in ihrem ganzen Leben keinen einzigen Feind gehabt hat.

Bevor es Tag wurde, war bereits die ganze Stadt ums Haus und im Haus, im Erker und um alle Fenster. Und das Weinen riss die Himmel ein.

Mein Vater sandte einen Reiter nach Tschechtschowe, nach der Schwester und dem Schwager Berl-Bendet. Drei Stunden später kam Berl-Bendet mit Dwore und all ihren Kindern und Enkeln gefahren, die frische Töne in das Weinen brachten.

Freilich war hier in Wahrheit etwas zu beklagen, denn diese dürre, kleine Frau hatte unsere ganze Familie in Einigkeit fest beisammengehalten, es war ihr guter Geist, der jedem von uns Frieden einflößte, sie hatte uns gelehrt, einer den andern zu lieben, sie hatte Acht gegeben, dass unsere große Familie sich schön, zuchtvoll und gut hielt. Sie hatte uns beigebracht, dass man niemals Wut gebrauchen dürfte, dass man in der Hauptsache alles mit Liebe aufnehmen sollte, dass man hoffen und die Hoffnung nicht verlieren dürfte! Und da liegt sie, meine liebe, teure Großmutter, schwarz zugedeckt und wird nicht mehr von der Erde aufstehen.

Es wurde Tag, aber für uns alle war es finstere Nacht, es ging über Menschenkräfte, die schaurige Szene zu ertragen, wie die Großmutter auf der Erde lag, und der Großvater daneben mit seinem Kopf auf ihrem Kopf und Tränen weinte wie ein Quell und schluchzte wie ein kleines Kind, und alle weinten mit.

Dann wieder verstummte der Großvater, man lief hinzu, um nach ihm zu sehen, und sah, dass er ohnmächtig war. Entstand ein großes Weinen, und schon liefen die Heilkundigen mit den Fläschchen und kaltem Wasser herzu. Sie munterten ihn auf, er kam zu sich, stürzte von neuem auf die Erde zu Häupten der Großmutter, die Tränen

strömten wie aus einem Quell, und er schluchzte wieder, bis er stille wurde.

Dann kamen Frauen von der Heiligen Bruderschaft zur Leichenwaschung. Die Stube musste leer gemacht werden, alle gingen hinaus, aber den Großvater konnte man von der toten Großmutter nicht losreißen, gerade als wäre sein Kopf an ihren Kopf angeschmiedet worden. Er lag lang da und ließ sich nicht wegbringen. Er wurde immer blasser und blasser, und man sah und fühlte, dass er dabei sterben könnte. Da kamen Arje-Leib, der Einzige, und Berl-Bendet, zwei kräftige Männer, und nahmen ihn mit Gewalt von Großmutter's Kopf fort. Aber er wurde ohnmächtig. Da war das Jammern so groß wie bei einem Brand, wenn die Menschen vom Feuer umgeben sind. Auf dies Wehgeschrei kamen alle Juden von draußen hereingelaufen. Mit großer Qual wurde der Großvater in ein anderes Zimmer getragen und in ein Bett gelegt. Er warf sich aber auf die Erde, er wollte nur auf der Erde liegen und schrie:

„Ich will in die Erde zusammen mit meiner Beile-Rasche!“

Als man die Großmutter nach Recht und Brauch zurecht gemacht hatte, begann der Abschied der ganzen Familie von ihr mit einer neuen schrecklichen Szene. Alle fielen bei ihr nieder, baten sie, wie es üblich ist, um Verzeihung und dass sie auf jener Welt eine gute Fürbitterin sein möge, wie sie es auf dieser Welt gewesen. Und von neuem legte sich der Großvater auf den nassen Fußboden, der vom Totenwaschwasser durchgeweicht war, und tat seinen Kopf auf ihren Kopf. Das war wohl eine schreckliche Stunde.

Zur Beerdigung kam die ganze Stadt. Alle Läden, alle Schänken wurden geschlossen, und selbst in Sastawje blieb keine einzige Frau zu Hause. Voran trug man die Großmutter, dann kam der Großvater, den die Söhne, Schwiegersöhne, Schwäger und Brüder mit ihren Händen auch fast trugen, er war halb ohnmächtig, und die

Heilkundigen mit den Fläschchen in den Händen kamen an der Seite hinterher.

Zwei große Beerdigungen habe ich in Kamenez erlebt, die Beerdigung des Onkels, des Rabbiners von Kamenez, die um Sukkot stattfand und der selbstverständlich die ganze Stadt folgte, und Großmutter's Beerdigung, die noch größer war, weil ausnahmslos alle Frauen folgten, was beim Rabbiner nicht der Fall war, weil nach einem einstigen Brauch fremde Frauen nicht zur Beerdigung eines Mannes gingen.

Als man die Tote ins Grab brachte, geschah etwas Schreckliches. Der Großvater kam wie von Sinnen, stürzte sich mit einem Mal ins Grab und ließ Beile-Rasche nicht in die Erde legen. Mit großen Schwierigkeiten gelang es, ihn von ihr loszureißen, und als man sie ins Grab legte, warf er sich noch einmal auf sie und schrie mit wehklagenden Lauten: „Ich will in die Erde mit Beile-Rasche!“

Und wurde ohnmächtig. Das half, und man konnte ihn vom Grab losreißen.

Auf dem Rückweg von der Beerdigung trug man den Großvater wieder bis ins Haus und legte ihn in ein Bett. Aber er warf sich von neuem auf die Erde und war auf keinerlei Weise ins Bett zu bringen. Und so schlief er halb ohnmächtig ein. Die Heilkundigen sagten, man sollte ihn schlafen lassen. Die Fremderen gingen aus dem Zimmer und überließen ihn den Söhnen, Töchtern, Schwiegersöhnen und Schwiegertöchtern. Jetzt weinte man leise, und so weinend sackte man zusammen. Man legte sich auf die Erde, und die Tränen flossen und flossen.

Der Großvater erwachte immer wieder und schrie, man sollte ihn mit Beile-Rasche zusammen begraben. Offenbar begann er zu fiebern, und im Fieber schrie er öfters: „Lumpen! Warum habt ihr Beile-Rasche ohne mich begraben!“

Diese ganzen vierundzwanzig Stunden nahm niemand von der Familie etwas zu sich, nicht einmal ein Gläschen

Tee. Selbst kleine Kinder, sogar sechsjährige, mochten weder essen noch trinken.

Die zweite Nacht war so schrecklich wie die erste. Mehr als siebenzig Personen lagen auf der Erde und weinten. Die Tränen rannen auf den Fußboden und machten das Holz feucht.

In dieser Nacht schlief der Großvater ein wenig. Vor Tage wachte er auf. Ihm war ein wenig leichter.

„Aber, Beile-Rasche“, begann er zu schreien, „nimm mich zu dir, du warst doch mit Leib und Leben eine so treue Frau! Erweise mir jetzt deine letzte Treue und bitte Gott, dass er mich dahin holt, wo du bist!“

Und wieder weinte er und wieder schluchzte er und wieder warf er sich hin und her, und die Großen und Kleinen folgten ihm, und das Weinen ging ineinander über wie am Tag vor Jom Kippur beim Segnen.

Der Großvater betete beide Tage nicht. Die Kinder hielten morgens, nachmittags und abends einen eigenen großen Gottesdienst ab. Auch beim Beten wurde geweint. Mein Vater betete am Pult vor. Er, der stark sein konnte und nicht weinte, sprach die Worte leise und von Herzen, das war ergreifender als Weinen. Man betete im Oberstock in Großvaters Schlafzimmer, und vom dritten Tag an unten in der großen Stube, denn der Großvater konnte das Beten im Schlafzimmer nicht ertragen. Nun stand er am Vorbeterpult, aber er verging doch fast vor Weinen, wie ein kleines Kind, und wurde ohnmächtig, so dass man ihn vom Pult wegbringen musste.

## TRAUER UM GROSSMUTTER BEILE-RASCHE

Es musste ein Mittel gegen das Weinen gefunden werden, denn vor Traurigkeit und Angst hätte man einfach umkommen können. Die Hausväter der Stadt, die zur Tröstung der Trauernden kamen, ordneten an, dass die Dienst-

mädchen den Samowar aufstellen sollten, und man reichte allen Tee und Semmeln. Es war aber kaum zu erreichen, dass auch nur Tee getrunken wurde; der Großvater lehnte selbst Tee ab.

„Ich will sterben“, erklärte er, „ich will bei Beile-Rasche sein.“

In der dritten Nacht schlief er ein, aber nur aus Mattigkeit und Schwäche, und man ließ Joschke den Heilkundigen nicht fort. Die Verwandten, die nicht schlafen konnten, setzten sich auf die Erde, und jeder erzählte eigene Geschichten von der Großmutter Beile-Rasche, von ihren seltenen Vorzügen, von ihrer Großherzigkeit, von ihrer Liebe und Hingabe gegenüber den Eigenen und Fremden. Man erzählte, wie sie zwischen alle Frieden einpflanzte.

Wenn eine Tochter, ein Sohn oder Enkelkind heiratete, bat sie das Pärchen bald nach der siebentägigen Hochzeit zu sich, aber jeden von beiden besonders. Der Tochter, dem jungen Frauchen, sprach sie lange davon, dass der Mann der Kopf des Hauses ist, für die Ernährung zu sorgen, die Kinder zu erziehen hat, und dass alle Ehre der Frau allein der Mann ist.

„So musst du“, brachte sie dem Kind oder Enkel bei, „außerdem, dass du den Mann lieb hast, ihm die Liebe auch zeigen. Gewöhnlich will man dem, den man lieb hat, nur Freude machen und ihn, bewahre, nicht bekümmern. Er muss aber sehen und spüren, dass er dir teuer ist wie das Auge im Kopf, und ist er etwa, Gott bewahre, schlecht zu dir und erweist dir keine Treue, so sieh du nicht darauf und rechne nicht damit, dann wird er schließlich und endlich gut zu dir werden müssen, und wäre er selbst der Ärgste. Auch sollst du deine Meinung gegen die Meinung deines Mannes unterdrücken, wie es geschrieben steht, dass du deine Meinung gegen deines Freundes Meinung unterdrücken sollst, damit er seine Meinung gegen deine unterdrücke — und gar erst ein Mann! Wenn du willst, dass dein Mann dir ganz und gar ergeben sei, so musst zu-

vor du dich ihm ganz und gar ergeben, und was er spricht, soll dir über alles heilig sein... Wenn er Nacht sagt und du siehst, es ist Tag, sag auch du Nacht, dann wird er deiner Güte wegen seinen Fehlern einsehen und dich liebhaben wie das Leben. Zum Mann muss man mit weichen Worten sprechen und darf ihm nicht Verstand beweisen, das heißt, du darfst deinen Verstand nicht vor ihm herausstreichen, dann wird er immer sagen, dass du klug bist, und du wirst wirklich klug sein. Vielleicht wirst du ihm in irgendeiner Frage einen rechten Rat geben, er aber wird dir nicht folgen und erst recht krumm und dumm handeln, so dass er dir wird gestehen müssen, dass es ihn reut, — dann sollst du nicht zeigen, dass dir das Genuss gibt, und ihn, bewahre, nicht ärgern, ihm nicht das Herz aufreißen, sondern im Gegenteil ihn stärken, ihn trösten, ihn ermutigen, dann wird er schon von selbst besser einsehen, dass man es bereut, wenn man nicht folgt. Du musst versuchen, es um deinen Mann licht zu machen, ihn zu krönen und zu stärken, damit er Mut hat, seine Geschäfte zu führen. Wenn, bewahre, das Geschäft nicht gut geht, und er dich, bewahre, nicht ernähren kann, so sollst du ihm, bewahre, kein schlechtes Wort sagen, sondern im Gegenteil ihn trösten und stärken, damit er sich selbst nicht gestürzt erscheint. Denn wenn du ihm, bewahre, ein schlechtes Wort sagst, verliert er den Mut, und es wird ein übles Leben.“

So redete sie mit jeder jungen Frau, Tochter oder Schwiegertochter oder Enkelin. Dazu bat sie auch, ihr immer zu berichten, wie der Mann sich zur Frau verhalte, und wenn es nicht gut ging, so war sie es, die alles glättete und verfeinerte.

Mit dem Mann sprach sie nach der Hochzeit wieder in anderer Weise, dass er seine Frau „wie ein Auge im Kopf“ werthalten und immer bedenken sollte, was das Weib beim Kindertragen und bei der Geburt leidet, und das wären Qualen, wie sie ein Mann sich gar nicht vorstellen könnte.

„Du machst dann ein Beschneidungsfest, du wirst Vater ohne Schmerzen, ohne Qualen, aber was alles kostet das einer Frau! Und dann das Kind säugen, wie viele Nächte kann sie nicht schlafen? Das liegt alles ihr ob! Du gehst fort, auf die Gasse, ins Geschäft, sprichst mit Leuten, gehst ins Bethaus, betest und lernst und redest und verbringst die Zeit, und die Frau sitzt angebunden in der Stube beim Kind. Das Kind zieht ihr das Blut heraus, das Mark aus den Knochen, und wird ein Kind, bewahre, krank, wieviel Gesundheit nimmt es ihr dann erst weg! Sie isst nicht, sie trinkt nicht, sie schläft nicht. Dich kostet es gewiss auch Gesundheit, aber wie kann man das mit ihren Qualen vergleichen? Du stehst auf und gehst fort. Und wie ist es erst, wenn Gott hilft und etliche Kinder kommen? Was wird mit dem Frauchen? Selbst bei aller Liebe muss man das alles wohl bedenken, und du wirst die Frau recht schonen und werthalten. Wenn man der Frau treu ist, ist das Leben süß.“

Beiden zusammen wiederum sagte sie, dass es stille im Haus sein müsste, und dass die Kinder niemals Krieg zwischen Mann und Frau bemerken dürften. Gott behüte! Das zerstörte den Charakter der Kinder, und überdies würden sie aufhören, den Eltern zu folgen und sie zu achten.

Selbstverständlich sagte sie dasselbe auch mir. Ich wollte mich vor ihr klug zeigen und sagte, ich hätte ein Buch gefunden, worin sehr gut beschrieben wäre, wie Mann und Frau miteinander leben sollten. Dies Buch heiße: Kirjat Ssofer von Mordechai-Ahron Ginzburg, und darin wären Briefe an einen Freund, der verlobt wäre, wie er sich zu seiner Frau verhalten sollte. Ich las die Briefe der Großmutter vor, und sie gefielen ihr sehr. Sie riet mir, meiner jungen Frau das Buch vorzulesen, und ich folgte ihr.

So erzählte jeder, wie die Großmutter Frieden zwischen Mann und Frau säte, und ihre Arbeit trug reiche Ernte. In unserer Verwandtschaft gab es wirklich ein gutes Le-

ben zwischen Mann und Frau. Man hörte, bewahre, von keinem zum anderen ein böses Wort.

Allmählich begann der Großvater sich zu erholen und zu sich zu kommen. Er konnte schon ein Gläschen Tee trinken, aber bei jedem Schluck noch weinte er:

„Beile-Rasche liegt in der Erde, und ich kann noch Tee trinken.“

Wer von der Stadt zuvor zur Tröstung der Trauernden kam, war gar nicht zum Großvater gegangen. Jetzt, da er schon ein wenig zu sich kam, versuchte man, mit ihm zu sprechen und auf ihn einzuwirken, dass es sündhaft wäre, derart gegen Gott zu murren. Ein Mensch dürfte sich nicht selbst das Leben nehmen, „Gott hat gegeben und Gott hat genommen.“ König David hätte geweint, als sein Kind krank war, aber als es gestorben war, hätte er sich gewaschen und spielen heißen. Nun weinte der Großvater weniger und erzählte immer zu ihrem Lob, wie sie ihn behandelt hätte, Welch eine goldene Frau das gewesen wäre, was für ein Herz sie gehabt hätte und so weiter.

Am sechsten Tag stand der Großvater ein bisschen ruhiger auf. Man kochte Tee, und alle aßen. In der Stadt wusste man bereits, dass Ahron-Leiser etwas ruhiger war und nicht mehr die Welt einriss. Man könnte schon freier zur Tröstung der Trauer kommen, man würde schon reden, ein Wort mit ihm sprechen und ihm vielleicht etwas erzählen können, was selbst er von seiner Beile-Rasche noch gar nicht wusste.

Von elf Uhr morgens an kamen die Leute nun in Massen. Tagsüber kamen Hunderte, Männer und Frauen, zur Tröstung der Trauernden.

Einer von ihnen erzählte, wie er einmal mit seiner Frau nicht hatte auskommen können, es war ein richtiger Krieg, und er ging zu Beile-Rasche, sich über sein Weib beklagen: „Mit ihrer Weisheit machte sie mir das Herz weicher, und außerdem ließ sie mir die Sünden der Frau viel geringer erscheinen. Dabei riet sie mir so merkwürdig gut und

stellte mir die Süßigkeit eines guten Lebens zwischen Mann und Frau, die Freude daran und umgekehrt die Hölle eines schlechten Einvernehmens, dies Herzensweh und die Folgen so vor, dass ich spürte, dass ich schon in dieser Minute mit meiner Frau gut werden müsste, von der mirs eine Minute vorher recht war, mich scheiden zu lassen. Und als ich fortging, bat sie meine Frau, zu einer bestimmten Stunde zu kommen, zu der Ahron-Leiser nicht zu Hause wäre, und redete auch mit ihr so weise und brachte ihr bei, wie sie sich künftig verhalten sollte, und das Leben zwischen uns wurde besser. Wir sahen beide ein, dass wir uns um nichts stritten. Einmal hatte ich Unrecht, einmal sie. Wozu? Warum? Und seitdem leben wir Gott sei Dank schon neun Jahre sehr gut zusammen. Wir kamen beide, ihr zu danken. Soll ihr Gott ein lichtiges Paradies gewähren. Sie hat uns mit ihrer Weisheit und Güte wahrhaftig gerettet.“

Solche Geschichten erzählten sie in Menge. Man sagte, zu ihrer Zeit hätte es in Kamenez keine Scheidung gegeben. Sie behütete alle davor, sie ließ es dazu nicht kommen und säte immer Frieden zwischen allen. Jetzt, wo die Scheidungen sich mehren wie Pilze nach dem Regen, wo die Stimmung so ist, dass jeder auf einmal das löchrige Dach einreißen will, anstatt es wieder dicht zu machen, wie man es früher tat, jetzt, sage ich, klingen die Geschichten meiner Großmutter ein bisschen naiv, und doch hatte sie großes Talent und große Macht, ein schlechtes Leben zu glätten, zurecht zu bringen und wieder aufzurichten. Erwachsene Kinder kamen zu ihr, sich über eine Stiefmutter beklagen. Dann ließ sie die Stiefmutter rufen und erwirkte mit ihrer Klugheit und Herzlichkeit, dass die Stiefmutter besser wurde und sich nicht mehr so gegen Waisen stellte, und später kamen die Kinder, um Beile-Rasche zu danken. So war ihr Haus voll solcher Anliegen, der eine kam, der andere ging, tagaus, tagein, aber alles nur, wenn Ahron-Leiser bei den Gutsherren war. Sie bat, nicht so oft zu ihr

zu kommen, wenn ihr Mann zu Hause wäre, weil sie seine Ruhe und seine Geschäfte nicht stören wollte.

Man erzählte auch von ihren stillen Wohltaten, die sie erwies, ohne dass ihr Mann es wusste. Sie wollte nicht, dass man davon erfuhr. Sie unterstützte ruinierte Hausväter, die ohne Brot waren. Sie schickte ihnen von allen Lebensmitteln ins Haus, von denen die Gutsbesitzer ganze Fuhren sandten, Kartoffeln, Kraut, Gurken, Möhren, Zwiebeln, Früchte und dergleichen mehr.

Allemal sagte sie dem Großvater, es wären keine Lebensmittel mehr da, und er sah darauf, dass die Gutsherren frische Ware schickten. Sobald Frisches ankam, schickte sie davon allen ehrbaren Verarmten. Auch schickte sie ständig von allem ins Armenhaus, und dahin sandte sie auch Fleisch. Den Winter über wurden beim Großvater ein ganzer Ochs, eine Menge Hammel und Kälber geschlachtet, das Fleisch kostete ihn fast gar nichts, und sie teilte sogleich alles ein, für diese Familie, für jene ehrenhaften, armen Leute, für das Armenhaus und so weiter.

Dem Großvater fiel nicht einmal auf, dass bei ihm alles in solchen Mengen verbraucht wurde. Er war ein sehr beschäftigter Mensch.

Auch mästete sie viele Gänse und briet das Schmalz aus, und wenn sie ihren Leuten zuteilte, so bekamen die Armen zu gleicher Zeit noch mehr.

Sommers machte sie viel Obst ein und kochte verschiedene Fruchtsäfte. Zum Einmachen allein brauchte sie sechzig Pud Zucker! Und wenn jemand in der Stadt krank wurde, kam man zu ihr um Eingemachtes. Der brauchte das zur Kräftigung, jener dieses zur Herzenerquickung. Und so erfüllte sie alles.

Sie hatte die ganze Stadt mit allen Verarmten und Notdürftigen „auf dem Kopf“. Geld allerdings gab sie wenig für Wohltätigkeit, sie brauchte viel Geld für die Familie, und ihr Mann gab ihr nicht so viel, wie sie brauchte.

Sagte sie ihm einmal: „Ahron-Leiser, ich brauche fünf- undzwanzig Rubel“, so konnte er darauf antworten: „Ich habe nichts“, während er es ihr hätte geben können.

Und sie sagte ihm kein weiteres Wort darüber, sie setzte eine fröhliche Miene auf, als wenn nichts geschehen wäre und als wenn es sie nicht gegen ihn verdrösse. Aber sie brauchte doch das Geld, und so ging sie zum Schwager Mordechai-Leib und lieh es. An Geldes statt schickte der Großvater für sie ein Fass Branntwein für hundert Rubel in die Schänke, und wenn sie ihm ein paar Tage später sagte, dass sie wieder Branntwein brauche, so ließ er sogleich welchen von den Gütern kommen. Mit dem Branntwein zahlte sie dem Schwager die Darlehen zurück.

Niemals war sie ihrem Mann entgegen, weder mit einem Wort noch mit einer Bewegung. Sagte er ja, so war es ja, sagte er nein, nein, und darum folgte er ihr immer gern, und tat er etwas gegen ihren Rat, so bat er ihr nachher ab: „Ich sage dir die Wahrheit, mein liebes Weib, wenn ich dir nicht folge, falle ich immer böß herein.“

Aber sie streichelte ihn sofort mit einem Wörtchen, mit einem Lächeln:

„Es macht nichts, du hast — kein böser Blick! — Verstand genug. Man braucht dich, bewahre, nichts zu lehren, und eine Frau wie ich braucht dich schon gewiss nicht zu belehren. Aber ein Mensch, auch der klügste, kann manchmal eine Dummheit begehen. Ein Mensch ist kein Engel, es macht nichts, es macht nichts ...“

Solch eine Frau hatte der Großvater, und nicht umsonst riss er so die Welt ein, als sie starb.

Als wir von der Schiw‘a aufstanden, hatte die ganze Familie vom Weinen geschwollene Augen und vom Hungern leblose, tote Gesichter.

---

So führte sich und lebte einmal eine jüdische Frau.

## „EINE SCHÖNE UND VORNEHME FRAU IN MITTLEREN JAHREN“

Die Großmutter starb, und die Lage des Großvaters verbesserte sich gerade. Er blieb der einzige „Retter und Erlöser“, Ratgeber und Wegweiser der Gutsherren, die seit dem polnischen Aufstand von 1863 an den Verfolgungen und Nöten von Murawioffs schwerer, eiserner Hand zu tragen hatten. Manche von ihnen fanden nun bei dem alten, klugen Ahron-Leiser Trost, und tatsächlich half er ihnen in jeder Hinsicht. Dank seinen Ratschlägen gaben sie ihre verschuldeten Güter Juden in Pacht und bekamen Geld genug, um ihr Gutsherrnleben weiter zu führen. Damals hatten sie Geld besonders nötig.

Der Großvater verdiente nun aber auch viel Geld und lebte in noch größerem Stil als zuvor. Sein Wagen und seine Pferde, die vorher wie sonst bei Juden gehalten waren, bekamen nun ein gutsherrschaftliches Aussehen. Pferde und Geschirr hatte ein Gutsherr ihm geschenkt, und er saß in all seiner stolzen Breite im Wagen.

Der Großvater, der immer voller Wucht und Hast war, hatte, versteht sich, nur eben alle Tränen, deren er fähig war, bei Großmutter's Tod vergießen müssen; aber kaum waren diese Tränenquellen etwas ausgetrocknet, so dachte er schon daran, eine zweite Frau zu nehmen. Die Heiratsvermittler rochen das bald und fingen an, den Großvater mit verschiedenen Partien, mit jungen, reichen, sogar schönen, vornehmen Frauen, tagtäglich zu belagern. Vor der Familie passte ihm das aber nicht, und so sagten die Vermittler, sie schlugen Ahron-Leiser Partien für seinen Sohn Jisroel vor, der mit mir im gleichen Alter war. So gut wir den Großvater kannten, es fiel doch keinem der Kinder ein, dass er nach einer so heißgeliebten Frau eine zweite nehmen könnte, in seinen Jahren, da er all seine Kinder mit siebzig Enkeln und Urenkeln bei sich hatte.

Der Gedanke an eine zweite Frau erhitzte den Großvater dermaßen, dass er die Partien für seinen Sohn, für die er sich zuvor sehr interessiert hatte, völlig vergaß und, wie man später erfuhr, die Vermittler bestimmte, ihm eine schöne und vornehme Frau in mittleren Jahren zu verschaffen; alles sollte beisammen sein.

Und nur drei Monate später kommt der Großvater plötzlich fröhlich irgendwoher gefahren und lässt Ordnung im Haus machen. Ein hoher Gast werde kommen. Und nach einer Weile sagt er so nebenbei zu den Kindern:

„Ich habe mich verheiratet... mit einer sehr vornehmen Frau... der Tochter des Karliner Rabbiners Reb Itzele... einer sehr frommen Frau ...“

Bald darauf erzählte er ruhig von ihr. Sie hätte sich von ihrem Mann scheiden lassen, weil er ein Freidenker geworden wäre, ungeachtet er ein sehr feiner, gebildeter Mann wäre und erwachsene Kinder mit ihr hätte. Sie, die Fromme, hätte aber all das Glück nicht beachtet und mit einem Freidenker nicht leben wollen.

Im Haus entstand Katastrophenstimmung. Allen wurde es finster vor den Augen. Und man flüchtete sich in die anderen Zimmer, um sich auszuweinen. Die Sache war aber abgetan, es war zu spät, heißt das. Und, wie das so geht, der Großvater schluckte die Not der Kinder herunter und fuhr bald weg, um seine neue Frau zu holen.

Als er fort war, begann erst das große Wehklagen. Das Weinen und Jammern war fast so groß wie am Todestag der Großmutter. Mit Tränen sahen alle einander in die Augen, wortlos wie Menschen, die eine unabänderliche Gefahr überstehen müssen. Das hatte wohl niemand gedacht, dass der Großvater, der die Großmutter liebgehabt und nach ihrem Tode so die Welt eingerissen hatte, dass alles so rasch vergessen und im Alter, mit sechzig Jahren, in das Haus voller Kinder und Kindeskinde eine Stiefmutter bringen würde. Die Tränen waren aber nicht mehr als Tränen. Da war nichts mehr zu helfen. Und nach ein

paar Tagen kam wirklich eine große, schöne Frau von etwa fünfundvierzig Jahren, schön geputzt, und der Großvater ließ das Mädchen den Samowar richten ...

Die Kinder fassten sich ein Herz, verbargen vor der großen, schönen Frau ihren Kummer und Verdruss und empfingen sie nicht kalt und nicht warm. Dem Großvater war es nicht sehr bequem, er hätte seine zweite Frau gern sehr warm empfangen gesehen. Aber verlangen konnte er das nicht, und das Haus, in dem es von den Kindern und Enkeln immer nur so gesiedet und gerauscht, wo man getollt und gelacht, getanzt und gesungen hatte, dieses Haus wurde nun still, verödet, wie ausgestorben.

Kein lautes Reden, kein Lachen, kein Schreien, kein Plaudern, alles verhalten, beschlagen, still. Aus der Stadt hörte man auch auf zu kommen, weder zu den Kindern, noch selbst zu Ahron-Leiser. Man wusste, er war von seiner neuen Frau in Anspruch genommen, wahrscheinlich musste er bei ihr im Zimmer sitzen und sich mit ihr unterhalten.

Die „Großmutter“ Noomi, wie die Enkel sie vor den Leuten nannten, benahm sich zwischen den Kindern und Enkeln indessen korrekt. Sie merkte offenbar, dass die Menschen im Hause verhältnismäßig ganz vornehm waren und dass sie sie alle gewinnen musste, damit sie ihr nicht übel wollten, was nicht erwünscht war. So war sie überaus höflich zur ganzen Familie und spielte eine „Mutter“ und eine „Großmutter“.

Zwei Wochen später kam ein Gast zum Großvater. Das war eine jüngere Tochter der Frau, ein Fräulein von vierzehn Jahren. Ein paar Wochen danach kam noch ein Gast, wieder eine Tochter, schon ein Fräulein von siebzehn Jahren. Diese Töchter blieben bei der Mutter. Und einige Monate danach heiratete ein Sohn der Frau die Tochter eines Kamenezer Hausbesitzers. Und so hatte der Großvater in der kurzen Zeit eines knappen Halbjahres schon eine neue Familie. Die beiden Töchter wurden bereits

beim Großvater erzogen, der ihnen viel Vaterliebe erwies. Der Stiefsohn und die Schwiegertochter und die Neuweschwägerten wurden rechte Kinder des Hauses beim Großvater, sie standen voran, so dass für Beile-Rasches Kinder und Enkel, die früher das Haus mit Freude und Lachen erfüllt hatten, kein Platz mehr blieb. Die Verbitterung und Niedergeschlagenheit der Kinder wirkte teilweise auch auf ihre Einigkeit untereinander. Es war noch die Nähe, es war noch Liebe, aber sie brannte nicht mehr hell auf, und sie erkaltete und erkaltete immer mehr.

Der Großvater, der immer das Sprichwort zu gebrauchen pflegte: „wer ein Kind von sich weglässt, dessen Gebein sollte die Erde ausspeien“, begann nun doch, jedes Kind besonders zu versorgen. Möglicherweise wollte er rascher ihre verbitterten Blicke loswerden, die ihm das Vergnügen an der neuen Frau verdarben. Er pachtete für jedes Kind einen anderen Hof. Für sich selbst pachtete er auch einen Hof Pruske mit einer Branntweimbrennerei von Wilewinski; Pruske lag vier Werst hinter Kamenez.

## DAS SCHIFF ZERBRICHT

Im Laufe eines halben Jahres hatte er jedes Kind auf einen anderen Hof gesteckt. Man kam auseinander und zerstreute sich, und er freute sich an seinem „Frauchen“ und ihren Töchtern. Ringsum wars still und leise. Anfangs wohnte er, als er die Kinder los war, noch in Kamenez, zumal sein Hof nahe lag; in einer Stunde konnte man nach Pruske und zurückfahren. Aber nach kurzer Zeit sehnte sich dieser rauschende Mensch nach wirklicher Ruhe, nach Stille, damit ihn nichts mehr in seinem Vergnügen stören könne; so verzaubert war er von seiner Frau.

Die Kinder wohnten jedes einsam auf seinem Hof. Die Zusammengehörigkeit der Familie wurde allmählich

schwächer. Und wenn nicht Jochewed gewesen wäre, die Frau des Onkels Jossele, die sich das Schicksal der Familie sehr zu Herzen nahm und sich mühte, die letzten, abgerissenen, schwachen Fäden zusammenzuknüpfen, dann wäre wahrscheinlich die ganze Einigkeit verlorengegangen. Jochewed war eine ungemein gastfreundliche und ergebene Frau. Sie wohnte in Babitsch, einem Hof acht Werst von Kamenez entfernt, und die Familie kam oft mit Pferd und Wagen zu ihr zu Besuch. Zehn, fünfzehn Personen waren immer bei ihr, die einen kamen, die andern fuhren weg, man aß Milchspeisen und badete förmlich in Milchigem. Der Tumult wanderte aus Großvaters Haus, wenn auch schwächer und kleiner, brockenweise zu ihr aus. Bei ihr freute man sich, tanzte, redete und lachte über die große „Großmutter“ mit ihren Töchtern.

Die andere Gastgeberin war meines Vaters Schwester Lea, auch eine sehr kluge und gute Frau. Von ihr sagte man in der Familie und in der Stadt, sie wäre ganz die Mutter Beile-Rasche. Es versteht sich, dass das eine Übertreibung war. Ihr Mann Elieser Goldberg war ein junger Mensch, ein Lerner, Aufklärer und Dichter. Wenn er Lust hatte, schrieb er ein hebräisches Gedicht zu Chanukka, zu Purim, und dazu war er ein Lebemann. Er hatte einen großspurigen Charakter; in der Familie sagte man, er habe durchlässige Finger, Geld war ihm nichts. Er wohnte auf Starschewe, einem Hof bei Sastawje. Es war derselbe Hof, den der Großvater sich geschämt hatte anzunehmen, als ihm ein Gutsherr ihn schenken wollte.

In Starschewe war das zweite Gästeparadies der Familie, aber schon ein ärmeres als Jocheweds Haus. Viel gab es hier nicht, und kam die Familie, so standen Milch und Butter nicht im Überfluss auf dem Tisch. Fleisch zu essen, war damals noch nicht die Mode, außer am Sabbat, und auch dann kam es einem schwer an. Übrigens waren Jocheweds Milchspeisen sehr anziehend, sie hatte sie von ihrer Schwiegermutter Beile-Rasche bereiten gelernt, die

dafür berühmt war. Das waren wunderbare Milchspeisen, wie es sie heute nicht mehr gibt.

Mein lieber Vater, der Älteste in der Familie, besuchte diese Gastgeberinnen sehr selten. Er hatte seine eigenen Gedanken. Für die Jungen war er auch zu fromm, zu gelassen, obwohl sie ihn sehr lieb hatten. Und kam er einmal in Jocheweds Haus, so wars ein Feiertag für alle, wie wenn ein Rebbe zu seinen Chassidim zu Besuch kommt. In seiner Gesellschaft kokettierten alle mit Ruhe und Gelassenheit, es gab kein Geschrei, kein Gelächter, kein Herumtollen. Alle umgaben ihn, und er erzählte ihnen etwas oder sagte ihnen einen klugen Witz, wie es seine Art war, und aller Augen leuchteten auf. — — —

Zu den Feiertagen, wenn alle Dorfjuden über Rosch haschana und Jom Kippur in die Stadt fuhren, kam unsere Familie nach Kamenez. Beim Großvater aber wurde nicht eingekehrt, obwohl er in Kamenez eine große Wohnung leer stehen hatte. Jeder mietete sich über die Feiertage anderswo ein. Der Großvater kam auch mit seiner Frau und seinen beiden „Töchtern“.

Doch schickte es sich nicht, sich völlig vom Großvater abzukehren. Kam man vom Beten, so gingen die größeren Kinder dem Großvater den Feiertagsgruß bieten und kamen bald wieder heim. Über den ganzen Tag ging man nicht mehr zu ihm, und am ersten Rosch haschana nach Großmutter's Tod sah das Haus aus wie eine zerstörte Stadt. Und wenn um die Rosch haschana-Zeit in Großvater's Haus doch etwas Leben war, so durch die Gäste, die seine Stieftöchter besuchten. —

In der Nacht vor Jom Kippur kamen die älteren Kinder zum Großvater. Es war der gleiche, große, reiche Tisch mit dem Eingemachten verschiedener Art, mit Torten, Kuchen, Lebkuchen, Nüssen und süßen Schnäpsen, aber wo war die Freude? Wo war die Freundschaft, die Brüderschaft, die große Liebe? Alles wochentäglich, frostig, melancholisch, verschlafen, nichts da vom Rauschen der klei-

neren und größeren Enkelchen, nichts da von den strahlenden Augen. Alle rückten Schritt um Schritt ab, sie waren verlegen, sie verbargen sich. Und das Segnen vor Jom Kippur war auch nicht mehr wie einst, wo alle aufeinander warteten und keiner allein fortging, wo alle zusammen weinten und das Weinen und Jammern der Großen wie der Kleinen bis zum siebenten Himmel aufstieg. Der Onkel Berl-Bendet, der sonst mit seiner Frau und all seinen Kindern und Enkeln über die Feiertage zum Großvater gekommen war, fuhr dieses Jahr zu seinem Vater Selig Andarkes. Nur von einem gab es in diesem Jahr mehr als im vergangenen: stille, erstickte Tränen.

Nach Jom Kippur fuhr jeder auf seinen Hof und alles schwamm fort. Es war deutlich, dass das große Schiff zerbrochen war, und jeder schwamm für sich auf einigen wenigen Hölzchen und Brettchen, die noch übrig waren von dem einstigen großen Schiff.

## NACHBEMERKUNGEN

Von den Memoiren Jecheskel Kotiks, denen hier einige Abschnitte entnommen sind, erschien der erste Band jiddisch vor dem Kriege. 1922 folgte eine zweibändige Ausgabe: יחזקאל קאָטשיק: מיינע זכרונות, ככל־פארלאג, בערלין, תרפ"ב mit einem Brief von Scholem Alechem als Vorwort.

Jecheskel Kotik stammt aus dem jetzt polnischen Städtchen Kamieniec Litewski (jiddisch Kamenez), dessen Geschichte während des letzten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts er, meist aus eigener Erinnerung, berichtet. Er selbst hat hier nur seine Kindheit und Jugend verlebt, war dann mit wechselndem Glück Gutspächter, Lehrer und Kaufmann in verschiedenen Gegenden Polens und Russlands und Cafetier in Warschau, wo er 1921 starb.

Seine Memoiren, von denen noch ein dritter Band bisher ungedruckt ist, sind kulturgeschichtlich eine Fundgrube. Das Leben der russischen Juden seiner Zeit ist selten mit solcher Unvoreingenommenheit, Kenntnis und Liebe „von unten“, vom Erlebnis des Einzelnen her geschildert worden; darüber hinaus hebt Scholem Alechem die besondere Treue und Wahrhaftigkeit von Kotiks Darstellung hervor. Das Jiddisch, in dem Kotik seine Erinnerungen aufgeschrieben hat, ist schlicht, breit, naiv, derbzärtlich und von umständlicher Behaglichkeit. Bei aller Umfänglichkeit im Ausdrucksvermögen ist eine gewisse Beschränkung des Wortschatzes bemerkenswert, und einzelne Wendungen kehren häufig wieder: ein „wohlgeratenes“ Kind; desgleichen „man sich schwerlich vorstellen“ kann; das Weinen „reicht bis zum Himmel“ und anderes. Daneben, wenn ihm kein stehender Ausdruck genügt, prägt Kotik eigene Bilder: meine „rauschende“ Familie und andere. Kotiks Diktion ist eher die einer mündlichen Erzählung als die einer schriftkünstlichen Gestaltung. Mehrfache Wiederholung von Worten und Sätzen wird ihm zum Mittel

der Verdeutlichung, die Angabe des Wesentlichen an jedem Teilvorgang eröffnet und schließt auch wieder jeden Teilbericht, ob er nun als Anekdote, Fabel, Erzählung oder knappes Beispiel gegeben wird. Die Übersetzung ins Deutsche versucht, dieser im Tempo und in der Breite wechselnden, im Wort nicht immer wählerischen Vortragsweise so behutsam wörtlich wie möglich, so frei wie nötig zu folgen.

Leo Hirsch

# Favorite

Annelie Weinberger  
Gitarrenstimme:  
Heinz-Gerhard Greve 2026

6 = D

4

9

11

### **Vögele der Maggid (eBook)**

Eine Geschichte aus dem Leben einer kleinen jüdischen Gemeinde  
von Aaron David Bernstein, 1864  
+ Vögele der Maggid für klassische Gitarre

### **Mendel Gibbor (eBook)**

von Aaron David Bernstein, 1865  
+ Mendel Gibbor für klassische Gitarre

### **Die vierte Galerie (eBook)**

Ein Wiener Roman  
von Oskar Rosenfeld, 1910  
+ Die vierte Galerie für klassische Gitarre

### **Tage und Nächte (eBook)**

Novellen  
von Oskar Rosenfeld, 1920  
+ Tage und Nächte für klassische Gitarre

### **Mendl Ruhig (eBook)**

Eine Erzählung aus dem mährischen Ghettoleben  
von Oskar Rosenfeld  
+ Mendl Ruhig für klassische Gitarre

### **Vom Cheder zur Werkstätte (eBook)**

Eine Erzählung aus dem Leben der Juden in Galizien von F. v. St. G.  
Moritz Friedländer, Wien 1885  
+ Vom Cheder zur Werkstätte für klassische Gitarre

### **Gedichte (eBook)**

von Ludwig Franz Meyer  
+ Ein Gedicht für klassische Gitarre

### **Polnische Juden (eBook)**

Geschichten und Bilder von Leo Herzberg-Fränkell,  
1888, dritte vermehrte Auflage  
+ Aus der vergangenen Zeit für klassische Gitarre

### **Eduard Kulke, Ausgewählte Werke (eBook)**

+ Musiknoten für das Stück Voskobari 167 für klassische Gitarre

### **Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 1. Band (eBook)**

+ Noten „Voskobari 139“ für klassische Gitarre

### **Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 2. Band (eBook)**

+ Noten „Voskobari 140“ für klassische Gitarre

### **Geschichte der Juden in Nürnberg und Fürth von Hugo Barbeck, 1878 (eBook)**

+ Noten „Voskobari 146“ für klassische Gitarre

**Für unsere Jugend. Ein Unterhaltungsbuch für israelitische Knaben und Mädchen.**

**Herausgegeben von E. Gut (eBook)**

+ Noten „Voskobari 143“ für klassische Gitarre

**Songs from the Ghetto By Morris Rosenfeld (eBook)**

**„Mein Judentum“ (eBook)**

Die hauptsächlichsten unterscheidenden Merkmale des Judentums und des Christentums. Für jung und alt dargestellt von Isaac Herzberg

+ Noten „Voskobari 145“ für klassische Gitarre

**Geschichte der Juden in Berlin von Ludwig Geiger, 1871 (eBook)**

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

**Die Juden in Trier von Fritz Haubrich (eBook)**

+ Noten „Voskobari 149“ für klassische Gitarre

**Geschichte der Juden in Magdeburg von Dr. Moritz Spanier (eBook)**

+ Noten „Voskobari 150“ für klassische Gitarre

**Bilder aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde Mainz von Dr. Siegmund Salfeld (eBook)**

+ Noten „Voskobari 160“ für klassische Gitarre

**11 Bücher von Ida Oppenheim (28.8.1864 – 19.10.1935) (eBook)**

+ Noten „Voskobari 151“ für klassische Gitarre

**8 Bücher von Isaak Herzberg (18.6.1857 – 6.11.1936) (eBook)**

+ Noten „Voskobari 152“ für klassische Gitarre

**Geschichte der Juden in Olmütz von Prof. Dr. Berthold Oppenheim (eBook)**

+ Noten „Voskobari 153“ für klassische Gitarre

**Märchen von Clara Michelson (eBook and paper book)**

+ Noten „Voskobari 142“ für klassische Gitarre

**Novellen von Clara Michelson (eBook and paper book)**

+ Noten „Voskobari 154“ für klassische Gitarre

**Jüdisches Kind aus dem Osten von Clara Michelson (eBook and paper book)**

+ Noten „Voskobari 136“ für klassische Gitarre

**Wölfleins Liebe, Roman aus dem Kinderleben, von Clara Michelson (eBook and paper book)**

+ Noten „Voskobari 157“ für klassische Gitarre

**Weitere Texte von Clara Michelson (eBook and paper book)**

+ Noten „Voskobari 158“ für klassische Gitarre

**Sünde wider den Geist von Clara Michelson (eBook and paper book)**

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

**Bilder aus dem Leben jüdischer Sträflinge, von Abraham Guttman (eBook)**

+ Noten „Voskobari 141“ für klassische Gitarre

**Dorfjuden. Ernstes und Heiteres von Ostischen Leuten + Ostdeutsches Judentum.**

**Tradition einer Familie, von Heinrich Kurtzig (eBook)**

+ Noten „Voskobari 159“ für klassische Gitarre

**Das Mädchen von Tanger. Einer wahren Begebenheit nacherzählt, von Dr. W. Herzberg (eBook)**

+ Noten „Voskobari 155“ für klassische Gitarre

**Wenn das Glück will. Eine Erzählung aus dem Orient von S. D. Weiskopf (eBook)**

+ Noten „Voskobari 137“ für klassische Gitarre

**Zwei Generationen. Erzählungen + Vom östlichen Judentum. Religiöses, Literarisches, Politisches, von M. J. Bin Gorion (eBook)**

+ Noten „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

**Kinder des Ghetto Band I/II + Tragödien des Ghetto, von Israel Zangwill (eBook)**

+ Noten „Voskobari 272“ für klassische Gitarre

**Geschichte der badischen Juden seit der Regierung Karl Friedrichs (1738-1909)**

**+ Juden Freiburg i. B., von Adolf Lewin (eBook)**

+ Noten „Voskobari 279“ für klassische Gitarre

**Die Judenmassacres in Kischinew von Berthold Feiwel (eBook)**

+ Noten „Voskobari 277“ für klassische Gitarre

**Clara Michelson (1881-1942), Zwei Werke in Jiddisch und Deutsch (eBook)**

Jüdisches Kind aus dem Osten / (Di Yidishe Neshome) די יידישע נשמה

Der Baum und der Vogel / דער בוים און דער פֿויגל

+ Noten „Voskobari 136“ und „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

**„Der Baum und der Vogel“ von Clara Michelson (1881-1942) auf Deutsch, Englisch, Französisch, Hebräisch, Jiddisch und Russisch (eBook)**

+ Noten „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

**Clara Michelson (1881-1942), ENFANT JUIF DE L'EST (Jüdisches Kind aus dem Osten), L'ARBRE ET L'OISEAU (Der Baum und der Vogel) (eBook)**

+ Sheet music The Song Of The Bird for classical guitar

**Liebesgeschichten aus vielen Ländern von Meir Aron Goldschmidt (eBook)**

+ Musiknoten für das Stück „Voskobari 161“ für klassische Gitarre

**Altneue Menschen, Ein Judenroman von Karl Teller (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

**Ver Sacrum, Roman einsamer Mädchen von Karl Teller (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 419“ für klassische Gitarre

**Eva, Roman von Karl Teller (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 276“ für klassische Gitarre

**Kindertage, Erinnerungen aus einem jüdischen Lehrerhaus von Samuel Blach (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 138“ für klassische Gitarre

**Aus Vergangenheit und Gegenwart, 1. + 2. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 282“ für klassische Gitarre

**Aus Vergangenheit und Gegenwart, 3. + 4. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 291“ für klassische Gitarre

**Aus Vergangenheit und Gegenwart, 5. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 286“ für klassische Gitarre

**Aus Vergangenheit und Gegenwart, 6. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 301“ für klassische Gitarre

**Fünf Wochen in Brody unter jüdisch-russischen Emigranten. Ein Beitrag zur Geschichte der russischen Judenverfolgung von M. Friedländer (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 300“ für klassische Gitarre

**Die russischen Judenverfolgungen. Fünfzehn Briefe aus Süd-Russland (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 275“ für klassische Gitarre

**Die Judenstadt von Lublin von Majer Balaban (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 292“ für klassische Gitarre

**Ostjüdische Legenden von Jonas Kreppel (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 298“ für klassische Gitarre

**Der Rabbi von Liegnitz von Ascher Sammter (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 417“ für klassische Gitarre

**Sieben Bücher von Arthur Silbergleit (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 389“ für klassische Gitarre

**Sieben Bücher von Else Croner (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 412“ für klassische Gitarre

**Von polnischen Juden (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 392“ für klassische Gitarre

**Moses Pipenbrinks Abenteuer. Die seltsamen Erlebnisse eines kleinen jüdischen Jungen von C. Z. Klötzel (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 422“ für klassische Gitarre

**Deutscher Kinderfreund für Israeliten (Seiten 1-104) von Dr. S. Werxheimer (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 414“ für klassische Gitarre

**Fünf Bücher von Jizchok-Leib-Perez (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 401“ für klassische Gitarre

**Sammlung preisgekrönter Märchen (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 424“ für klassische Gitarre

**Träumer des Ghetto, Band I/II, von Israel Zangwill (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 283“ für klassische Gitarre

**Die Familie y Aguillar, Erzählung von Dr. M. Lehmann (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 426“ für klassische Gitarre

**Jüdische Sagen und Legenden für jung und alt, gesammelt und wiedererzählt von Dr. Bernhard Kuttner, 1. – 6. Bändchen (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 396“ für klassische Gitarre

**Am Bahnhof und andere Novellen von Dowid Bergelson (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 411“ für klassische Gitarre

**Jossele, Aus dem polnisch-jüdischen Jargon nach einer Erzählung von Jakob Dieneson frei bearbeitet, von Albert Katz (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 647“ für klassische Gitarre

**Sippurim, Sammlung jüdischer Volkssagen, Erzählungen, Mythen, Chroniken, Denkwürdigkeiten und Biographien berühmter Juden, 1. – 8. Bändchen (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 651“ für klassische Gitarre

**Gedichte von Anna Joachimsthal-Schwabe (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 650“ für klassische Gitarre

**Das Baby-Liederbuch von Tom Freud (eBook)**

**Der Schlafgott, Aus der Märchensammlung von Hans Christian Andersen, illustriert von Suska (Anny Engelmann) (eBook)**

+ Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023)

**Von Kindern und Tieren, Bilder von Suska (Anny Engelmann), Ohne Text, dafür passende Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023) (eBook)**

**Der Kinder Bunte Welt in Garten, Haus und Feld, Verse von verschiedenen Dichtern, Mit Bildern von Anny Engelmann, 1928, Neu bearbeitet von Heinz-Gerhard Greve (2023)**

+ Noten für das Stück „Old And New“ für klassische Gitarre (eBook)

**6 Bücher illustriert von Suska (Anny Engelmann) inkl. Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (eBook)**

**Das ist meine Welt!, an illustration by Anny Engelmann (1897-1942)**

+ Voskobari 861, composed 2025 for classical guitar (eBook)

**Ein Tag im Haushalt illustriert von Anny Engelmann (1897-1942)**

+ Noten für das Stück Voskobari 666 für klassische Gitarre (eBook)

**Wittewoll schlafen, Gedicht von Paula Dehmel, Komponist: M. Georg Winter (eBook)**

**3 Bücher illustriert von Hilde Koch (eBook)**

**Zwei Werke von Rahel Meyer (1806-1874): Rachel, Eine biographische Novelle von der Verfasserin der "Zwei Schwestern", 1859 / Zwei Schwestern, Ein Roman, 1853**

+ Noten für das Stück Voskobari 663 für klassische Gitarre (eBook)

**Zwei Romane von Rahel Meyer (1806-1874): Wider die Natur, 1863 / In Banden frei, 1865**

+ Noten für das Stück Voskobari 632 für klassische Gitarre (eBook)

**Spatz macht sich, von Meta Samson, Illustrationen von Lilly Szkolny, 1938**

+ Noten für das Stück "Voskobari 654" für klassische Gitarre (eBook)

**4 Bücher von Emma Bonn (1879-1942), Abkehr / Das blinde Geschlecht / Kind im Spiegel / Sonne im Westen**

inkl. Noten für klassische Gitarre, Heinz-Gerhard Greve (2025) (eBook)

**Das Tränentuch / Der tote Herr Sörensen, von Emma Bonn (1879-1942)**

+ Noten für das Stück Voskobari 640 für klassische Gitarre (eBook)

**Die Verirrten, von Emma Bonn (1879-1942)**

+ Noten für das Stück Voskobari 644 für klassische Gitarre (eBook)

**Die Mündung, von Emma Bonn (1879-1942)**

+ Noten für das Stück Voskobari 656 für klassische Gitarre (eBook)

**Feiertagsmärchen, von Frieda Mehler (1871-1943) (eBook)**

**Wir, von Frieda Mehler (1871-1943)**

+ Noten für das Stück Voskobari 733 für klassische Gitarre (eBook)

**Von Wege, von Frieda Mehler (1871-1943)**

+ Noten für das Stück Voskobari 738 für klassische Gitarre (eBook)

**Mirjams Wundergarten, von Setta-Cohn Richter (1891-1943)**

+ Noten für das Stück Voskobari 715 für klassische Gitarre (eBook)

**In der Dämmerstunde, von Jenny Bergmann (1895-1944)**

+ Noten für das Stück Voskobari 749 für klassische Gitarre (eBook)

**Kriegsbriefe deutscher und österreichischer Juden, herausgegeben von Dr. Eugen Tannenbaum**

+ Noten für das Stück Voskobari 736 für klassische Gitarre (eBook)

**Drei Tage in Jüdisch-Russland, von Dr. Isaak Rülff**

+ Noten für das Stück „Das Pferd“ für klassische Gitarre (eBook)

**Der Dybuk, Dramatische Legende in vier Akten, von Salomon Anski**

+ Noten für das Stück „Dornröschens Hofball“ für klassische Gitarre (eBook)

**Unter jüdische Proletariern, Reiseschilderungen aus Ostgalizien und Russlan, von Saul Raphael Landau**

+ Noten für das Stück „Mailied“ für klassische Gitarre (eBook)

**Der Sohn des Hofagenten, von Heinrich Reuß**

+ Noten für das Stück „Zwergenschmiede“ für klassische Gitarre (eBook)

**Aus dem Tagebuch einer jüdischen Studentin, von Dr. Raphael Breuer**

+ Noten für das Stück „Hexenritt“ für klassische Gitarre (eBook)

**Gut Jomtob!, von Lion Wolff**

+ Noten für das Stück „Gut Jomtob“ für klassische Gitarre (eBook)

**Der Rabbi von Suwalki, Novelle von Selig Schachnowitz**

+ Noten für das Stück „Heimkehr“ für klassische Gitarre (eBook)

**Jüdische Märchen und Sagen, von Heinrich Reuß**

+ Noten für das Stück „Voskobari 750“ für klassische Gitarre (eBook)

**Aus dem Ghetto, Erzählungen aus dem vorigen Jahrhundert , von Moritz Steinhardt**

+ Noten für das Stück „Erinnerung“ für klassische Gitarre (eBook)

**Mendele, von Schemarja Gorelik**

+ Noten für das Stück „Sorglos“ für klassische Gitarre (eBook)

**Im goldenen Garten, von Josefa Metz**

+ Noten für das Stück „Spaziergang“ für klassische Gitarre (eBook)

**Kindergedichte, von Josefa Metz**

+ Noten für das Stück „Sonntag“ für klassische Gitarre (eBook)

**Sünde / Eine glückliche Ehe / Zusammenhang, von Josefa Metz**

+ Noten für das Stück „Tagtraum“ für klassische Gitarre (eBook)

**Eva, Aus einer glücklichen Kindheit, von Josefa Metz**

+ Noten für das Stück „Voskobari 734“ für klassische Gitarre (eBook)

**Sagen polnischer Juden, von Alexander Eliasberg**

+ Noten für das Stück „Voskobari 743“ für klassische Gitarre (eBook)

## **Das Lichterhaus im Walde. Eine Erzählung für die jüdische Jugend von Leo Hirsch**

+ Noten für das Stück „Voskobari 724“ für klassische Gitarre (eBook)

## **Kleine Märchen, illustriert von Tom Freud**

+ Noten für das Stück „Auf der Wiese“ für klassische Gitarre (eBook)

## **Die Fischreise, von Tom Freud**

+ Noten für das Stück „Labyrinth“ für klassische Gitarre (eBook)

## **Das Buch der Dinge, von Tom Freud**

+ Noten für das Stück „Gute Zeit“ für klassische Gitarre (eBook)

## **Sheet music of Musikverlag Ulrich Greve:**

14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar, 3 <sup>rd</sup> edition	eBook Paper book	UG 1038 UG 1039
14 Songs By Mark Warshawsky, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1253 UG 1254
14 Yiddish Love Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1255 UG 1256
14 Yiddish Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1258 UG 1259
12 Yiddish Cradle Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1260 UG 1261
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, 2 <sup>nd</sup> Edition, 18 Pieces*	eBook Paper book	UG 1026 UG 1027
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Second Book, 2 <sup>nd</sup> Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1028 UG 1029
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Third Book, 2 <sup>nd</sup> Edition, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1030 UG 1031
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fourth Book, 2 <sup>nd</sup> Edition, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1032 UG 1033
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fifth Book, 2 <sup>nd</sup> Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1034 UG 1035
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Sixth Book, 2 <sup>nd</sup> Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1036 UG 1037
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Seventh Book, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1040 UG 1041

Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eighth Book, 11 Pieces*	eBook Paper book	UG 1042 UG 1043
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Ninth Book, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1044 UG 1045
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Tenth Book, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1055 UG 1056
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eleventh Book, 26 Pieces*	eBook Paper book	UG 1110 UG 1111
An Old Man / ἀνδρεῖος, 2 pieces for 10-string classical guitar*	eBook	UG 1095
Music for 10-string Classical Guitar inspired by a Retirement Home 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1146 UG 1147
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Women 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1154 UG 1155
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1171 UG 1172
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Ways 20 Pieces*	eBook Paper book	UG 1176 UG 1177
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the Curves of Guitars 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1181 UG 1182
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Moments 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1197 UG 1198
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the end of the 10-string guitar 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1203 UG 1204
Old Man Suite (ἀνδρεῖος / An Old Man / Mr Hiller's Hill) dedicated to Andreas Hiller*	eBook Paper book	UG 1158 UG 1159
YEPES Suite for Andreas Hiller*	eBook Paper book	UG 1205 UG 1206
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, 2 <sup>nd</sup> edition, 14 Pieces*	eBook Paper book	UG 1024 UG 1025
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, Second Book, 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1092 UG 1093
Classical Guitar Music inspired by a Retirement Home 36 Pieces*	eBook Paper book	UG 1142 UG 1143
Classical Guitar Music inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1160 UG 1161
Classical Guitar Music In A House 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1211 UG 1212

Classical Guitar Music In An Unknown Chamber 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1225 UG 1226
Interludes 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1240 UG 1241
Original Pieces For 10-string Guitar, Compilation of books „Beautiful Music For 10-string Classical Guitar“ 1 to 9 + 5 extra pieces + New compositions for 6-string classical guitar + 14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar + One new composition for Renaissance and one for Baroque lute	eBook Paper book	UG 1053 UG 1054
New Original Music For 11-string Alto Guitar, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1049 UG 1050
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Second Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1062 UG 1063
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Third Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1089 UG 1090
New Original Music For 13-string Classical Guitar, First Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1058 UG 1059
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Second Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1060 UG 1061
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Third Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1064 UG 1065
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fourth Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1067 UG 1068
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fifth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1069 UG 1070
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Sixth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1076 UG 1077
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Seventh Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1112 UG 1113
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Eighth Book (e tuning), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1114 UG 1115
Barock Mood, Original Music For 13-string Classical Guitar (baroque tuning in d minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1187 UG 1188
Awesome music for 13-string guitar (D minor tuning), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1216 UG 1217

New Beautiful Duets For 6- and 10-string Classical Guitar, First + Second Book 20 Pieces*	eBook	UG 1079
	Paper book	UG 1080
New Beautiful Duets For 6-string Classical and 11-string Alto Guitar, 10 Pieces*	eBook	UG 1083
	Paper book	UG 1084

**Noten und Bücher zum kostenlosen Download hier:**  
<https://ulrich-greve.eu/free/others.html>

\* *Composer: Heinz-Gerhard Greve*